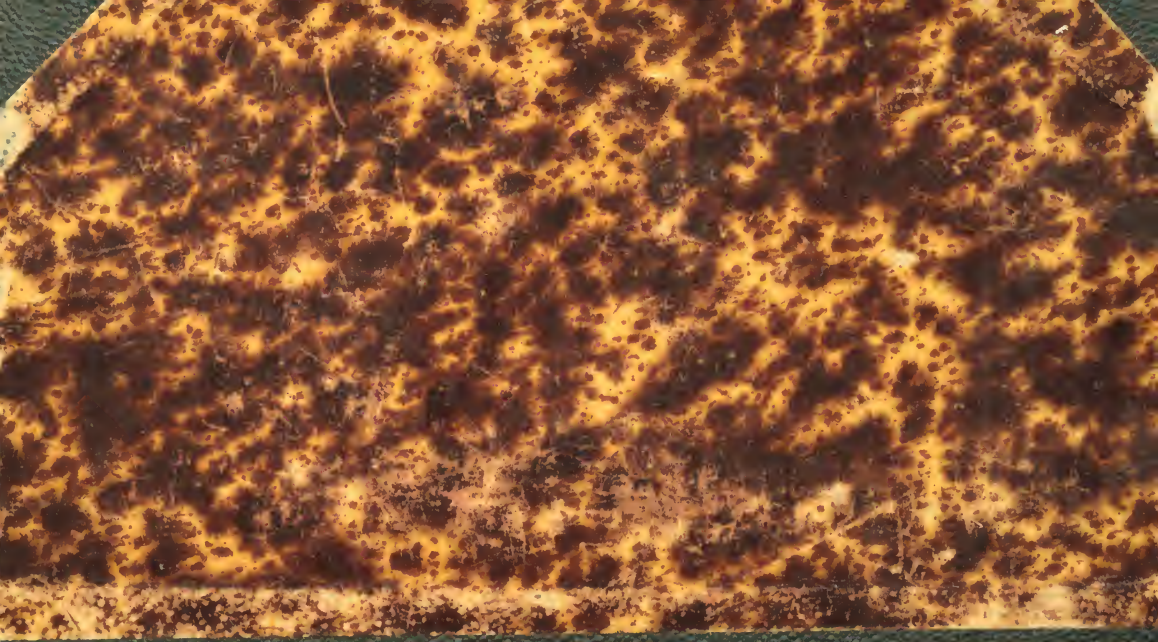


4831

Friedensbilder

aus dem

deutsch-französischen Kriege

1870—71

von

P. Rudolph Marty,
Priester der Gesellschaft Jesu.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Amberg 1872.
Druck und Verlag der Fr. Pustet'schen Buchhandlung
(J. Habbel).
New-York und Cincinnati bei Friedrich Pustet.

Vorwort.

Auf das friedliche Jahr des vaticanischen Concils ist das Jahr des deutsch-französischen Krieges gefolgt. Welch' bedeutungsvolle Jahre! Beide sind gekrönt mit Entscheidungen ersten Ranges; jenes für das religiöse Leben der christlichen Welt, dieses auf dem politischen Boden der europäischen Völker. Stets wird das große Concil fortleben in unsern Erinnerungen. Aber auch an den Krieg werden wir lange zurückdenken mit Dank gegen Gott, mit Liebe zum deutschen Vaterlande, viele auch mit — Schmerz und Betrübniß. Der Krieg schlägt tiefe Wunden, nicht blos dem Besiegten. Hat nicht manche Familie diesseits des Rheinstroms ihr Theuerstes geopfert? Hat nicht manches Haus den Abschied eines Sohnes beweint, ohne über dessen Wiederkehr sich freuen zu dürfen? Kehrte nicht Mancher heim, um in der Blüthe seiner Jahre an mühsamer Krücke herumzugehen und, weil unfähig zur Arbeit, aus der Hand der Mildthätigkeit das tägliche Brod zu empfangen? Mancher kehrte gesund und rüstig wieder, — ach, nur deshalb, weil für ihn viel geweint, viel gebetet, viel gethan und geopfert wurde! —

Wir wollen indeß nicht eine Kriegs-Chronik auf diesen Blättern geben. Wir haben vielmehr also gedacht. Wie die Weltgeschichte im Ganzen, so hat auch jedes Bruchstück derselben, auch das Jahr 1870—71, gleich einer Medaille, zwei Seiten. Die eine ist menschlich, die andere göttlich; die eine ist voll Haß, Blut, Schmerz; die andere voll Glauben, Liebe, Trost und Hoffnung. Auch der Glaube hat im letzten Kriege schöne Triumphe gefeiert, die heilige Liebe hat heroische Thaten geübt, Gott hat manch' bittere Schmerzen mit süßem Trost, manch' dunkle Nacht mit dem Licht seiner Gnade wunderbar erhellt! — Von dieser übernatürlichen, göttlichen Seite wollen wir einen Blick auf das eiserne, blutige Jahr 1870—71 zurückwerfen. Wie in gewittervollen Tagen zuweilen das dunkle Gewölk zerreißt, und dann durch die Wolkenrisse hindurch die Sonne ihr Licht vom Himmel auf die geprüfte Erde herabgießt, — so hatte auch der schmerzvolle, blutige Krieg seine Sonnenblicke des Himmels. Einige solcher Lichtstrahlen wollten wir sammeln, Dir, lieber Leser, zur Erbauung, der lieben Mutter Gottes zum Danke und dem dreieinigen Gott zur Verherrlichung.

Wehr und Waffen.

„Vor allem ergreifet den Schild des Glaubens, ... und nehmet den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes." Epheſ. 6, 16—17.

Es war am 15. Juli 1870 und im geſetzgebenden Körper zu Paris, als Ollivier im Namen Napoleon III. zum erſten Male mit der Kriegserklärung an Preußen hervortrat. Ein General trug den 18. Juli dieſelbe nach Berlin, und in den erſten Tagen darauf ging die Ordre ſchleunigſter Mobilmachung, wie ein Blitz, durch alle deutſchen, kriegsverbündeten Länder. Sofort wimmelte es vom bayeriſchen Hochgebirge bis zum Strande der Oſtſee von Soldaten.

Wie gerecht auch der Krieg von Seite Deutſchlands erſcheinen mochte, ſo konnte der heilige Vater zu Rom doch nur mit Trauer und Wehmuth ſehen, wie zwei große chriſtliche Nationen ſich gegenſeitig zu einem verzweifelten Kampfe rüſteten; darum wollte er zur Erhaltung des Friedens ſeine Schritte thun. Angeſehene Blätter haben unter Verbürgung der Aechtheit den Wortlaut eines Schreibens veröffentlicht, das Pius IX. an König Wilhelm von Preußen richtete, um demſelben zur

Wahrung des gefährdeten Friedens seine Vermittelung anzubieten. Das Schreiben lautet:

Majestät!

Es wird Ihnen unter den ernsten Umständen, in denen wir uns befinden, vielleicht ungewöhnlich erscheinen, einen Brief von mir zu erhalten; aber als irdischer Statthalter des Gottes des Friedens kann ich nicht weniger thun, als Ihnen meine Vermittelung anbieten. Mein Wunsch ist es, die Vorbereitungen zum Kriege verschwinden zu sehen und den Uebeln vorzubeugen, welche dessen unvermeidliche Folgen sind. Meine Vermittelung ist die eines Fürsten, dessen Eigenschaft als König, im Hinblicke auf die nur geringe Ausdehnung seines Gebietes, keine Eifersucht erregen kann, der aber darum nicht minder Vertrauen einflößen wird vermöge des moralischen und religiösen Einflusses, der in seiner Person sich darstellt. Möge Gott meine Bitten erhören, möge er auch die Wünsche erhören, die ich für Ew. Majestät hege, mit der ich durch die Bande derselben Liebe mich vereint sehen möchte.

Im Vatican, den 22. Juli 1870.

Pius P. P. IX.

Nachschrift. In gleicher Weise habe ich an S. Majestät den Kaiser der Franzosen geschrieben.

Auf dieses Schreiben antwortete König Wilhelm, wie folgt:

Berlin, 30. Juli 1870.

Heiligster Vater!

Als ich die rührenden Worte las, welche Ihre Hand niedergeschrieben, um die Stimme des Gottes des Friedens vernehmen zu lassen, wurde ich nicht überrascht, sondern tief gerührt. Wie sollte mein Herz einem so mächtigen Anruf nicht Gehör geben? Gott ist mir Zeuge, daß weder ich noch mein Volk den Krieg gewollt oder heraufbeschworen haben. In Erfüllung der heiligen Pflichten, welche Gott den Herrschern und den Nationen auferlegt, greifen wir zum Schwerte, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu vertheidigen; und wir werden stets bereit sein, dasselbe niederzulegen, sobald diese Güter gesichert sind. Wenn Ew. Heiligkeit mir von Seite Dessen, der so unvermuthet den Krieg erklärt hat, die Versicherung einer aufrichtig friedlichen Gesinnung und Bürgschaften gegen die Wiederkehr eines derartigen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europa's bieten könnten, so werde sicherlich nicht ich es sein, der die ehrwürdigen Hände Ew. Heiligkeit zurückweisen würde, vereint wie ich mit Ihnen bin durch die Bande christlicher Liebe und aufrichtiger Freundschaft.

Wilhelm.

Leider war die Lage der Dinge hüben und drüben eine so gespannte, daß eine Entscheidung durch die Gewalt der Waffen nothwendig erfolgen mußte. Jedermann fühlte

es, und so wurde denn auch deutscherseits die Kampfbereitschaft mit aller Anstrengung und Eile betrieben. Gott sei es gedankt, die christgläubigen Krieger begriffen es wohl, daß ihre Rüstung trotz des besten Gewehres nicht vollkommen sei, wenn nicht die Gnadenwehr des heiligen Glaubens dazu komme. Darum schmückten die guten, katholischen Soldaten ihre tapfere Brust, die einen mit der Medaille der lieben Mutter Gottes, die andern mit einem Scapulier vom Berge Karmel. Da war es eine besorgte Schwester, welche den scheidenden Bruder, dort eine fromme Mutter, welche den geliebten Sohn mit diesen Gegenständen der Frömmigkeit versah und dann tief im gläubigen Herzen die Hoffnung nährte, Maria werde sich auch hier wieder als eine gnadenvolle Beschützerin erweisen. Am Grabe der heiligen Walburga zu Eichstädt holten sich andere eines jener kleinen messingenen Gefäße, die von ihrer Form den Namen „Eichelchen" tragen und etwas von dem berühmten Walburgisöl enthalten. Mancher hat nach seiner Heimkehr gestanden, das „Eichelchen" habe ihn gerettet, an demselben wäre die feindliche Kugel wirkungslos abgeprallt.

Medaillen, Scapuliere u. s. w. waren „Glaubensschilde" für den Leib; wie oft mögen sie es gewesen sein für die Seele! — Der unterrichtete Katholik weiß, daß deren Kraft in einem besondern Schutze Gottes liegt, der dem andächtigen, vertrauensvollen Gebrauche von

oben zugesichert ist und durch die kirchliche Segnung oder Weihe von der makellosen Braut des Herrn erfleht wird. Nicht dasselbe können wir von Gebetsformeln sagen, welche ohne alle kirchliche Genehmigung sind, wie der sogenannte Colomannssegen, und welche den Stempel des Aberglaubens schon in ihren überschwänglichen Zusicherungen tragen. Gebete, von denen es heißt, „wer sie bei sich trage, der könne von keiner Kugel durchbohrt, von keinem Säbel verwundet werden; der könne im Feuer nicht verbrennen, im Wasser nicht ertrinken; der sei vor dem jähen und unbußfertigen Tode, also auch vor ewiger Verdammniß, geschützt“ — sind eine arge Täuschung, ein beklagenswerther Betrug. Wie fromm und salbungsvoll solche Gebete auch sein mögen, sie nützen weder dem Soldaten noch sonst Jemand. Gegen einen unglückseligen Tod gibt es gar kein anderes Mittel, als ein christliches Leben und eine christliche Gesinnung; ob wir dann sterben durch Feuer oder Wasser, durch einen Schuß oder eine Krankheit, das können wir vertrauensvoll der göttlichen Vorsehung überlassen.

Die wichtigste Vorbereitung für den ausziehenden Krieger ist ohne Zweifel eine gute heilige Beichte. Sie schließt die Rechnung mit Gott ab und setzt in den Stand der heiligmachenden Gnade: — dann weiß der christliche Soldat, daß, wenn Gott ihn von den Strapazen der Pflicht und vom Schlachtfeld der Ehre hinweg

zu sich abruft, er getrost vor seinem Richter erscheinen kann, um zu empfangen die „Krone der Gerechtigkeit". Ach, was soll man sagen von dem Leichtsinn derjenigen, welche, sich um den Stand der Gnade nicht kümmernd, in einen so fürchterlichen Krieg ziehen? —

Von allen Seiten kamen Berichte, wie die katholischen Soldaten die heiligen Sacramente empfingen. Während gute Aeltern und Geschwister manchen Widerstrebenden drängten, waren die Priester überall gern bereit, die Beichten zu hören und die heilige Kommunion zu spenden. — Aus Bayern wurde uns ein Zug des Seeleneifers erzählt, den wir gern weiter bekannt machen. An den Tagen, wo unsere Mannschaft einrückte, sah man auf dem großen Platze vor einem Männerkloster eine Frau aufmerksam hin- und hergehen. Kam nun ein Soldat des Weges, so ging sie auf ihn zu und sprach: „Habt Ihr schon gebeichtet?" — „Nein." — „Dann bitte ich, geht da in diese Kirche hinein, gleich rechts sitzt ein Pater im Beichtstuhl. Nach der Beicht laßt Euch ein Scapulier geben, es kostet einen Groschen, da habt Ihr einen." Diese Worte wurden mit so wohlmeinendem Blick und so eindringlich gesprochen, auch der Soldat so ohne weiteres am Arm zur Kirchthür hineingeführt, daß man freilich nicht widerstehen konnte. In dieser frommen Weise wurde einer nach dem andern angehalten. Ein Offizier, welcher über denselben Platz kommend das

Benehmen der Frau bemerkte, blieb stehen und fragte eine Dame: „Was ist das für eine Frau, die unsere Soldaten anhält?“ — „Das ist eine gute Frau,“ versetzte diese; „sie lebt sonst still und zurückgezogen in allgemeiner Achtung. Nun hat sie den Gedanken gefaßt, es sei ihre Mission, die Soldaten vor dem Auszug noch zur Beicht zu vermögen und darum geht sie seit ein paar Tagen immer hier auf und ab.“ Kaum hatte der Offizier diese Mittheilung vernommen, als dieselbe Frau auch schon auf ihn zukam: „Herr Lieutenant, nicht wahr, Sie vergessen die Beicht nicht: kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo der Pater sitzt!“ so sprach sie mit Anstand, Seeleneifer und Liebe, daß der Offizier, welcher Glauben hatte und dies wohl zu würdigen wußte, auch folgte, wie ein Kind. Er hatte es nicht zu bereuen.

So hat eine glaubensstarke Frau alle Menschenfurcht überwunden, weil sie an die Seelen dachte und allen den Frieden, den wahren Frieden des Herzens wünschte. Ist einer von jenen Soldaten, welche so angeregt den Frieden mitnahmen, in der Schlacht oder im Lazareth gestorben? — Wir wissen es nicht. Ging aber einer hinüber, so wird er am Throne Gottes beten für Dich, gute Frau! —

Noch ein Zug, wie ein bayerischer Soldat „Wehr und Waffen“ zum Kriege nahm.

Ein wackerer Oberpfälzer mußte fort zu seinem Regiment, bevor er beichten konnte. Da schrieb ihm die Mutter bald darauf nach Ingolstadt folgenden schönen Brief, den wir nebst seiner Antwort hier zu veröffentlichen ermächtigt sind:

„Lieber Wunibald!

Seit Du fort bist, geht es nicht mehr. Ich bin recht krank geworden. Weißt Du auch, warum? — Der Kummer um Dich hat mir's angethan. Ach, es ging auch gar zu eilig. Auch den Vater hast Du nicht mehr um Verzeihung gebeten und den lieben Gott auch nicht. Ich hätte so gern gehabt, daß Du noch bei unserm Herrn Pfarrer gebeichtet hättest. Du kannst das aber bei jedem geistlichen Herrn thun. Ich bitte, mach' jetzt noch in Ingolstadt eine gute Beicht. Dann ist Dir das Herz leichter, und wir sind auch getröstet. Wir beten gewiß für Dich. Ich und der Vater verzeihen Dir alles: o, wenn Du nur wieder heimkommst! Vergiß das Beten und die liebe Mutter Gottes auch nicht. Wir haben schon abgeredet, so bald wir's richten können, machen wir für Dich eine Wallfahrt auf den Hülfisberg. Wir haben es versprochen.

O, ich muß recht weinen, indem ich Dir schreibe. Es ist vielleicht das letzte Mal. Bete fleißig und vergiß Gott nicht! Es segnet Dich noch

Deine Mutter N."

Gibt es einen katholischen Soldaten, den ein solcher Brief nicht rührte? — In Bayern kaum. Wunibald weinte wie ein Kind; denn er liebte seine Mutter sehr und trug ein goldenes, religiöses Herz unter dem blauen Soldatenrock. Wie gut er die noch übrige Zeit bis zum Ausmarsch benutzte, sagt uns die Antwort.

„Liebste Mutter!

Letzten Freitag habe ich Euren Brief erhalten und Samstag Nachmittag habe ich gleich gebeichtet. Es fehlt hier nicht an Gelegenheit. O, jetzt ist mir wohl! Jetzt bin ich auch nicht mehr so traurig, wie vorher, wo mich meine Kameraden auslachten, und dann wurde ich noch trauriger. Ich habe anfangs schon arg Heimweh gehabt. Das hat mich besonders gegrämt, daß ich so ohne Gruß und Lebewohl vom Vater weg bin. Nun schreibt Ihr, daß Ihr mir verzeihet. Gottlob, so bin ich mit Gott und den Menschen ausgesöhnt. Nun gehe es, wie Gott will! Wenn ich nur Euch wieder einmal sehe! — Die Arbeit ist so viel jetzt bei Euch, daß ich oft daran denke. Ach, plagt Euch doch nicht so sehr, nehmt noch einen Knecht oder eine Magd; ich fürchte, Ihr werdet sonst recht krank.

Lebet wohl, liebste Mutter, und Vater auch, und Bruder und Schwester. Ich danke Euch noch vielmal. Betet doch fleißig für mich, ich bete auch viel. Und

schreiben will ich bald wieder, damit Ihr wißt, wo ich bin. Betet recht auf dem Hülfisberg.

Es grüßt Euch nun Euer dankbarer
liebender Sohn Wunibald."

O wenn man überhaupt wüßte, wie ein gutes Wort von Religion und Gebet in einem Briefe, welcher dem Soldaten im Feld zukommt, oft tief in dessen Herz eindringt! Man sieht es dem trotzigen Manne vielleicht nicht an, aber sein Herz wird doch besser, und er wird wieder mehr beten.

Und das Gebet der lieben Angehörigen daheim, es hat, wie schützende Engel, unsere Soldaten begleitet. — Vor einem schönen gothischen Sacramentshäuschen mit dem hochwürdigsten Gut sah man den Winter hindurch alle Tage eine vornehme, junge Frau; lange, lange kniete sie auf dem kalten, feuchten Stein und betete so kindlich und innig, daß Niemand ohne Freude und Erbauung sie sehen konnte. Auch den lieben Gott muß ihre Frömmigkeit gerührt haben: ihr Mann kehrte unter den ersten Offizieren heim beim Friedensschlusse und war aus allen Schlachten und Strapazen ohne Wunde und Krankheit hervorgegangen. O, glücklich der Mann, für den eine fromme Frau daheim betet! Auch sie ist ihm „Wehr und Waffe".

Nach der Schlacht.

„Wie sind doch die Starken gefallen
und die Kriegswaffen verkommen!“
2. Kön. 1, 27.
„Der Herr sende Hilfe aus dem Heiligthume.“ Ps. 19, 3.

Den 6. August war die blutige Action bei Spichern und die Schmerzensrufe zahlloser Verwundeten baten flehentlich um Hilfe.

Diese erschien in einem Sanitätszug mit einer Truppe von Schwestern und Ordensbrüdern. Auf drei Leiterwagen mit Stroh, Verbandzeug und Lebensmitteln fuhren sie aus den Thoren der Stadt Saarbrücken. Die Gegend, welche sie durchziehen mußten, ist stark wellenförmig; meist Wiesengrund mit Wald durchzogen. Von Spichern nach Eßlingen hin dehnt sich ein längerer Höhenzug, der nach dem Innern Lothringens zu etwas steiler abfällt.

Noch hatte der Sanitätszug die deutsche Grenze nicht überschritten und schon erblickte er neugierige Zuschauer um die Leichen der Gefallenen, die eben auf dem Felde, jetzt „Ehrenthal“ genannt, begraben wurden. Rechts und links an der Straße hatte man in Haufen die noch brauchbaren Waffen und Kleidungsstücke zusammengetragen. Auf dem ganzen Felde weitum Waffen

und Rüstungstrümmer. Die Häuser zeigen die Spuren zahlloser Kugeln; die Felder sind zertreten; überall Armuth und Elend. — Nach zweistündiger Fahrt ist der Spicherberg erreicht. Auf dieser Höhe hatten die Franzosen drei tiefe Laufgräben gezogen, hinter deren Wällen die Infanterie und Artillerie gefahrlos ihre Kugeln hinabsandten. Die Verheerung, welche sie anrichteten, war fürchterlich. „Wie das Korn unter der Sichel des Schnitters, so fielen meine Kameraden dahin," sagte ein Augenzeuge. Jetzt noch war die unabsehbare Fläche mit Leichen und Monturstücken bedeckt.

Doch nicht die Greuel des Krieges wollen wir erzählen; reden wir von den Werken der Liebe und Aufopferung.

Am Lager des Steinmetz'schen Heeres vorüber gelangte das rothbekreuzte Fähnlein nach Spichern, von dessen Thurme jetzt die Genfer Conventionsflagge wehte. Das armselige Dorf war mit Soldaten wie vollgepropft. In der Kirche wimmerten 130 Verwundete: da machte man Halt. Freilich war guter Rath theuer. Wenigstens 150,000 Soldaten hatten die dortigen Dörfer und Städtchen durchzogen und alles requirirt, was Keller und Stall enthielten; darum war auch das Nothwendigste um kein Geld zu haben. Doch eine Schwester, stark durch die Gnade und den Geist ihres heiligen Berufes, übernahm sofort die Leitung und gab mit seltener

Umsicht nach allen Seiten ihre Befehle, gewinnend, wie nur eine Schwester es sein kann, sicher und fest, wie ein General. Sie ertheilte ihre Aufträge nach Bedürfniß, hier in deutscher, dort in französischer Sprache, dann wieder im schwerverständlichen Dialekt der Gegend. Die Krankenwärter vollzogen gern die erhaltenen Weisungen und bald athmeten die Verwundeten wenigstens getröstet auf. „Gute Schwestern," sagte ein Soldat, der bei Spichern verwundet worden, „ihr seid wahrhaft Engel des Himmels; wie traurig wäre für uns die Erde, wenn eure Erscheinung nicht bisweilen Freude und Licht verbreitete!"

Bekanntlich gibt es unter diesen Schwestern oft Personen von Stande und hoher Bildung; aber frägst Du sie nach ihrem Namen, so antworten sie bescheiden: „Schwester Ludovika," „Schwester Mechtild;" das Wappenschild der Familie, das heimathliche Schloß, alles das liegt, wie ein Traum der Jugend, halbvergessen in der Vergangenheit. Ueber die politische Bedeutung des Krieges kam nie ein Wort aus dem Munde der Schwestern: nur das Werk der Barmherzigkeit vor Augen eilten sie hin und her in den dunklen Gewändern, mit den weißen Flügelhauben, ein malerisches Bild des Friedens im kampfbewegten, blutigen Felde.

Doppelt lichtvoll wird dieses Bild inmitten des Schlachtgewühls, wenn wir erfahren, daß auch von fran-

zösischer Seite ein solches Friedensheer ausgesandt worden ist, und daß, ohne Unterschied der Nation, diese Liebesdienste hüben und drüben erwiesen wurden. Bei Weißenburg, so berichtet ein Correspondent, kniete eine junge barmherzige Schwester aus Frankreich zwischen einer Gruppe von Sterbenden nieder und reichte einem Soldaten aus Westphalen das Kreuz, welches sie am Gürtel trug, zum Küssen. Mit wahrer Verklärung drückte der Sterbende dieses heilige Zeichen auf die Lippen, stieß einen leisen Seufzer aus, rief: „Jesus, Maria!“ und war eine Leiche. Nicht weit davon kniete eine deutsche Schwester, um einem andern, der bereits in den letzten Zügen lag, denselben Dienst der Religion zu erweisen, aber hier wandte der braune Sohn der Wüste verächtlich den Kopf weg und das Grinsen des Arabers schnitt der Tochter des heiligen Vincenz tief in die Seele.

Nach einem Berichte der „Köln. Volkszeitung“ waren aus den einzigen beiden Provinzen Rheinland und Westphalen nicht weniger als 1567 barmherzige Schwestern auf dem Schlachtfelde oder in dessen nächster Nähe im Dienste der militärischen Krankenpflege thätig. Was die religiösen Genossenschaften aus Bayern gethan, wird in der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ vom 4. April 1872 berichtet. Nicht zufrieden mit den vielen Spitälern und Lazarethen in der Heimath zogen Viele mit Feldspitälern, mit Colonnen der freiwilligen Krankenpflege und mit

Trains verschiedener Art über die vormalige Grenze deutschen Landes, um in unmittelbarster Nähe der Gefechtsfelder zu wirken. Abwechselnd im Dienste der einzelnen Armeen hatten an dreiunddreißig Orten 120 Schwestern die Stätten unermüdeten Schaffens: Franziskanerinen aus Mallersdorf und Dillingen (von erstern Kloster allein 35); Töchter des göttlichen Erlösers aus Würzburg, München und Speier; barmherzige Schwestern aus Augsburg und Diakonissen aus Neuendettelsau, München, Speier und Augsburg.

Ihre Thätigkeit darf als ein Glanzpunkt in der Geschichte der freiwilligen Krankenpflege dieses Krieges bezeichnet werden, und gewiß mit Recht schloß der vormalige Delegirte bei der Etappen-Inspection des königl. bayerischen II. Armeecorps, Universitätsprofessor und Hofrath Dr. v. Held, den hierauf bezüglichen Abschnitt seines Vortrags auf dem ersten Vereinstage der Deutschen Hülfsvereine zu Nürnberg (23. Oct. 1871) mit den Worten: „Unter ihrem Einflusse verschwanden die feindseligen Gegensätze der Nationalitäten wie der Religionen; sie waren beim Zuge durch das feindliche Land, wie während des Aufenthalts in demselben die wirksamsten Schutzgarden der freiwilligen Hülfe und der ihr anvertrauten Kranken; und wo sie wirkten, da entstand mitten in der Verzweiflung und Zerstörung des Krieges eine Oase geordneter, friedlicher Häuslichkeit, mitten in den

Stürmen der Leidenschaft und des Hasses ein Asyl des Friedens und der Liebe."

Neben den Schwestern wirkten die sogenannten Pflegebrüder. Diese, Brüder aus verschiedenen Orden, Franziskaner, Jesuiten, Kapuziner, barmherzige Brüder u. s. f. haben das Elend unserer Soldaten an tausend Orten unsäglich gemildert. Gleich nach den ersten Schlachten waren sie auf dem ganzen Gebiete vom Rhein bis an die Mosel in Thätigkeit. Da es nicht im Zwecke dieses Büchleins liegt, das Gesammtwirken der christlichen Liebe während des Krieges zu schildern, so wollen wir nur Einen Abend von drei solchen Pflegebrüdern erzählen.

Eben hatten diese in Eßlingen nach der Schlacht bei Spichern begonnen, sich der Verwundeten thätigst anzunehmen, als ihnen spät am Abend die Ordre zukam, nach Saarbrücken zur Errichtung eines neuen Lazarethes zurückzukehren. Sofort brachen sie auf und eilten nach Spichern, von wo aus sie so viele Schwerverwundete mitnahmen, als ihr Wagen nur fassen konnte. Sie selbst mußten die Rückreise ohne jegliche Stärkung zu Fuß antreten. Der Weg betrug drei volle Stunden, eine Marter für die armen Verwundeten. Jeder Stoß des Wagens entriß ihnen Schmerzensrufe; es war zu fürchten, mehr denn Einer möchte noch auf dem Wege erliegen.

Indeß verbreitet sich plötzlich die Nachricht: „der König kommt, noch an diesem Abend will er das Lager

besuchen." Ein Wachtfeuer nach dem andern lodert auf, bis alles, so weit das Auge reicht, damit bedeckt ist. Die Musikchöre aller Regimenter werden vernehmbar, Jubel und Freude erschallen im ganzen Lager. Auch unsere Verwundeten vergessen eine Zeit lang ihre Schmerzen. Doch — da zuckt ein Blitz, der Donner kracht und es beginnt heftig zu regnen. Die Klänge der Musik nehmen ab, die Feuer erlöschen, und — die Schmerzensrufe der Verwundeten erneuern sich. Schauerliche Prosa auf einmal.

Bevor die guten Brüder die Stadt erreichten, waren sie durch und durch naß. Ununterbrochen goß es vom Himmel, während bei den wiederholten Wagenstößen das Jammergeschrei gar kein Ende nahm. Endlich gegen Mitternacht erreichten sie Saarbrücken. Doch welch' eine traurige Aussicht für die armen Opfer nach bereits unsäglichen Leiden! Eine Reitbahn ohne alle Vorkehrung, — da finden sie ein Lager, das hart genug ist. Erst aber fehlte es an Leuten, um die Verwundeten abzuladen; an Licht, um sichern Schrittes mit der Tragbahre einherzugehen; — selbst an Stroh, die Kranken vor der Nässe des Bodens zu schützen. So oft die Brüder einen Verwundeten abluden, mußten sie bis über die Knöchel im Wasser waten. Längst gab es an ihren Kleidern keinen trockenen Faden mehr.

Um 1 Uhr war das Geschäft vollendet, nun schien es Zeit, daß diese Pfleger auch ihre eigenen Kräfte in

etwas herzustellen und selber einigermaßen in's Trockene zu kommen suchten, wofern sie keine Lust hatten, bald selbst als Invaliden ihren Rückmarsch anzutreten. Doch ein Nachtlager war nicht ausfindig zu machen. Im Bahnhofsgebäude lagen alle Gänge voll Schlafender; in dem einen Wartesaal, der vom Feuer der Franzosen verschont geblieben, war der Boden damit bedeckt, während andere am Tische herumsaßen und die Nacht beim Glase Wein verplauderten. Ein Malteserritter bemühte sich eifrigst, etwas aufzutreiben, was die Stelle eines Abendessens vertreten sollte, allein er war nicht glücklich. Außer einem Stücke Brod und einem Glase Wein war nichts aufzubringen: dies war nun das Einzige, was diese Brüder seit 30 Stunden genossen hatten! Nur mit Mühe gelang es ihnen, auf dem neben dem Bahnhofsgebäude befindlichen Personenzug noch ein leeres Coupé ausfindig zu machen. Sie mußten sich in diese Fügung ergeben, und die Nacht, oder vielmehr den Morgen, dort in ihren nassen Kleidern zubringen, damit die Arbeit des folgenden Tages sie trockne.

Ist das nicht auch Aufopferung und Heldenmuth? — Wer kann sagen, wie viel dieselben dazu beitrugen, um den Segen Gottes auf unsere Truppen herabzuziehen? — Welche Gnaden werden sie verdient haben für die Verwundeten, in deren Dienst und zu deren Heil all diese Opfer christlicher Liebe und Ausdauer gebracht wurden! —

Das Lazareth, welches nun in Saarbrücken von den genannten Ordensbrüdern eingerichtet und besorgt wurde, erfreute sich vorzüglicher Segnungen der Gnade. So lange es bestand, starb darin kein Katholik, der nicht vorher die heiligen Sacramente empfangen hatte. Der Erste, welchen Gott abrief, war ein Elsässer. Er war so ergeben in Gottes heiligen Willen und zeigte ein solches Vertrauen zu Jesus und Maria, daß sein Tod nicht glücklicher sein konnte. Bis zum letzten Augenblicke sprach er alle Gebete mit lauter Stimme nach; alle Umstehenden waren in hohem Grade davon erbaut. Die freundliche Theilnahme, welche ihm von allen Seiten entgegenkam, sowie die opferwillige Pflege, die ihm erwiesen wurde, veranlaßten ihn noch eine Stunde vor dem Tode zu den Worten: „Und wenn auch Napoleon einst siegen würde, ich werde es stets mit den Deutschen halten."

Vor dem Tabernakel.

„Wie lieblich sind deine Wohnungen,
o Herr der Heerschaaren! ... Selig
sind, die in deinem Hause wohnen."
Ps. 83, 2. 5.

Kennst Du, lieber Leser, die Geschichte nicht von dem „kleinen Mariechen"? — Ich will sie Dir erzählen, so wie ich dieselbe in der englischen Zeitschrift „The Lamp", im Märzhefte 1871, gelesen habe.

Eines Abends während des Krieges erschienen in einem kleinen Dorfe bei Dijon preußische Patrouillen mit der Anmeldung, eine Abtheilung ihrer Truppen werde sofort eintreffen und im Dorfe übernachten; da kein anderes Gebäude im Orte groß genug sei, um die Soldaten zu fassen, so würden diese ihr Nachtquartier in der Kirche nehmen. Leider befand sich der Herr Pfarrer nicht zu Hause; derselbe war ziemlich weit weg zu einem Sterbenden gerufen worden und konnte erst nach etlichen Stunden zurück sein. Die Schwierigkeit war, wie man das Hochwürdigste Gut aus dem Tabernakel entfernen und an einem sichern Orte der Sacristei unterbringen könne. Wer wollte es wagen, hiezu seine Hand zu bieten? — Die Angesehensten der Gemeinde versammelten sich in der Kirche und berathschlagten da vor dem Tabernakel. Zuerst wandten sie sich an einen jungen Mann, der das Amt eines Meßners verwaltete; allein er weigerte sich, mit seiner Hand das Ciborium zu berühren. Diese peinliche Angelegenheit ließ sie jede andere Furcht und Sorge vergessen. Jeder redete seinem Nachbar zu, er möchte ein Herz fassen und thun, was der Geistliche hier thäte; doch selbst wollte sich Keiner dazu entschließen. Zuletzt sagte ein armer Landmann:

„Hört, mein Mariechen ist jetzt vier Jahre alt. Es ist ein wahrhaftiger kleiner Engel, ich kann nicht anders sagen. Wenn ihr damit einverstanden seid, so will ich

es herbeiholen zum Altar, und wenn der Tabernakel geöffnet ist, wird dasselbe unsern lieben Herrgott in die Händchen nehmen und wird ihn recht fest halten, während ich das Kind auf meinen Armen in die Sacristei trage. Niemand außer dieses allein, braucht so das Ciborium anzurühren, und der liebe Gott wird diese Nacht in Sicherheit sein."

Laut riefen die Männer des Dorfes: „Es lebe das kleine Mariechen; Es lebe hoch!" und der Vater holte sein Kind herbei. Alle folgten ihm zu den Stufen des Altares und knieten dort nieder, während der Sacristan das Thürchen des Tabernakels aufschloß. Sie beteten, daß den kleinen Händchen die theure, kostbare Last ja nicht entfallen möge. Dann geleiteten sie das kleine Mariechen, welches das Ciborium fest an sein unschuldiges Herz drückte, wie im Triumphe in die Sacristei; und als das heilige Amt vollzogen war, fanden die Männer nicht Segenssprüche genug, um dieses Kind damit zu überschütten, das in seiner Unschuld gar nicht gefürchtet hatte, das Ciborium zu berühren.

Welch' kostbare, süße Erinnerung — vielleicht welche Gnade! — wird dem kleinen Mariechen von jenem Tage her bleiben für sein ganzes Leben? —

O heilige Einfalt dieser armen, aber gläubigen Dorfbewohner! Wie traurig, ja wie dämonisch erscheinen daneben jene Gestalten, welche das stolze, übercivilisirte,

gottlose Paris während der Herrschaft der Commune gezeigt hat! Haben die Zeitungen nicht so greuelhafte Entweihungen des heiligsten Sacramentes berichtet, daß uns schien, jener finstere Geist, welcher Gottes Feind ist, sei in gewisse Menschen gefahren und habe ihre Seelen in Besitz genommen, um gegen das Allerheiligste zu wüthen? — Doch weg von diesen traurigen Bildern. Kehren wir zurück vor den Tabernakel, — diesmal in Niederbronn.

Niederbronn ist ein Städtchen, das etwas über eine Stunde von Froschweiler entfernt liegt und ringsum von Bergen umgeben ist. Hier haben die „Töchter des göttlichen Erlösers", die, in den vierziger Jahren von der hochbegnadigten Elisabetha Eppinger gegründet, seither unter dem Namen „Niederbronnerschwestern" weitherum bekannt und geschätzt sind, ihr Mutterhaus. Marie Adelinde ist der Name der ehrwürdigen Generaloberin, welche jetzt der Congregation vorsteht.

Der 6. August 1870, an dem die Schlacht bei Wörth und Froschweiler geschlagen wurde, war ein Tag schwerer Gefahr für dies Mutterkloster. Nachmittag gegen vier Uhr kam eine große Anzahl französischer Truppen, welche vor den siegreichen Deutschen sich eilig auf die eine Seite der Berge von Niederbronn flüchteten, um dort dem nachsetzenden Feinde neuen Widerstand zu leisten. Kaum waren die Franzosen durchgezogen, rückten die Deutschen nach. Diese pflanzten ihre Batterien auf

der gegenüberliegenden Anhöhe auf, so daß Niederbronn in die Mitte des Geschützfeuers zu liegen kam. Rasch war Stellung genommen, das Feuern begann von hüben und drüben und dauerte eine volle Stunde.

Welch' eine lange, entsetzliche Stunde war dies für das Mutterkloster! Die ganze Genossenschaft begab sich in die Kapelle; auf den Altar stellte man eine Partikel des heiligen Kreuzes, und nun warfen sich alle Klosterfrauen auf die Kniee vor den Tabernakel und beteten mit ausgebreiteten Armen den ganzen Psalter des Rosenkranzes, den einige Litaneien unterbrachen. Die frommen, flehenden Stimmen der „Töchter des göttlichen Erlösers" vermischten sich so mit dem unbeschreiblichen Donner und Krachen der Geschütze; aber nirgends im weiten Umkreis des Schlachtgebietes dürfte Gott an diesem Tage mehr Trost, Frieden und heilige Ergebung gefunden haben, als hier in dieser Klosterkapelle vor dem Tabernakel.

Wie diese Frauen mit Gott waren, so war Gott mit ihnen. Ein Soldat erzählte nachher, daß die deutschen Batterien, die auf einem der Berge über Niederbronn postirt waren, bereits den Befehl hatten, auf das Kloster zu feuern, weil man dessen Gebäulichkeiten für eine Kaserne hielt. Da führte Gott noch zur rechten Zeit einen Mann daher, welcher bat, man möchte die Geschütze doch anderswohin richten, jene Gebäude seien ein Frauenkloster und ohne Bedeutung für die Franzosen.

Sein Wort genügte, um das Kloster vor jedem Schuß sicher zu stellen.

Als der Donner der Kanonen nachließ, entfernte sich die Generaloberin aus der Kapelle; sie wollte sich erkundigen, wie es um das Kloster herum aussehe. Auf einmal hört sie das Gewühl und Getrabe zahlreicher Mannschaften; sie wirft einen Blick durch das Fenster und sieht eine große Zahl deutscher Soldaten, die sich vor dem Kloster aufstellten und ihre Geschütze zum Abfeuern bereit hielten. Welch' neue Gefahr, wenn das Kloster so gleichsam der Zielpunkt der französischen Batterien werden sollte! — Die Generaloberin eilt zur Pforte, als der Beichtvater eben aus der Kapelle trat, wo die Gemeinde vor dem Tabernakel im Gebete blieb. Von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, eilt dieser hinaus zum Oberst und bittet ihn, dieses Haus, das ein Kloster „barmherziger Schwestern" sei, zu verschonen. Höflich erwiederte der Oberst: „Kein Schuß soll abgefeuert werden, wenn die Franzosen nicht gegen uns schießen." Dies unterblieb, und die Deutschen entfernten sich, um eine andere Position aufzusuchen.

Das Mutterhaus war gerettet. Wir wollen beifügen, daß dasselbe gleich beim Beginne des Krieges unter den besondern Schutz des heiligen Joseph gestellt wurde.

Von dessen Schutze haben die „Töchter des göttlichen Erlösers" Beweise genug erhalten. Obschon das

Kloster recht arm ist, und selbst um Geld in jener harten Kriegszeit weder in Niederbronn noch in den benachbarten Städten Lebensmittel zu haben waren, hat doch die Genossenschaft keinen Mangel gelitten und noch überdies viele Hunderte von gesunden wie kranken Soldaten gespeist. Es war, als ob das Brod und die übrigen Nahrungsmittel in den Händen der Schwestern sich wunderbar vermehrten. Auch der Klostergarten war seit Jahren nicht mehr so fruchtbar, wie in jenem Herbste; und obgleich derselbe lange Zeit von französischen und deutschen Truppen umlagert war, wurde doch nicht das Geringste daraus entwendet. Die gute Schwester Gärtnerin empfahl den Garten aber auch täglich dem Schutze der armen Seelen.

Die „Töchter des göttlichen Erlösers" von Niederbronn, deren Beruf die Krankenpflege ist, hatten nun nach der Schlacht bei Wörth in den verschiedenen Lazarethen vollauf zu thun. In ihrem eigenen Kloster pflegten sie die kranken und verwundeten Soldaten mit rührender Sorgfalt und Aufopferung. Wie gut war es nun, daß dies Kloster nicht zu einem Aschenhaufen zusammengeschossen war!

Aber auch anderswo wirkten diese braven „Niederbronnerschwestern", — im Elsaß, in Baden, in Hessen, in Bayern und auf den verschiedenen Schlachtfeldern Frankreichs, wo ihre Verdienste über alles gelobt und auch von den

Militärbehörden durch ganz besondere Auszeichnungen anerkannt wurden. Ehre ihnen und allen übrigen Ordensschwestern, welche in so vielen Lazarethen und Spitälern die Soldaten gepflegt und ihre Schmerzen gelindert haben!

Weiß man aber auch, wo diese gottgeweihten Jungfrauen ihre Lampen, wenn das Oel durch die Werke der Nächstenliebe aufgezehrt ist, und die Flamme zu erlöschen droht, immer neu wieder füllen und entzünden? — Wir meinen im Gebete „vor dem Tabernakel".

Das Lazareth.

„Wenn ich auch wandle mitten in Todesschatten, so will ich nichts Uebles fürchten, weil du bei mir bist. Deine Ruthe und dein Stab, die haben mich getröstet."

Ps. 22, 4.

Was ist ein Lazareth? —

Das Lazareth ist ein kleines Land mit dumpfer, schwüler Atmosphäre; die Heimath des Elendes, der Langweile, der Trauer. Selbst die lautlose Stille der Nacht ist hier oft unterbrochen von dem Stöhnen der schwer Verwundeten, dem fieberhaften, unheimlichen Schrei der Träumenden. Ueberall nur Schmerzen, Thränen, Todesangst.

Und eben darum ist das Lazareth oft genug auch der Schauplatz der christlichen Charitas, mir meinen, jener glaubensvollen, heiligen Liebe, welche in den Kranken und Verwundeten die leidenden, aber kostbaren Glieder des Leibes des Herrn sieht und dann an dessen Wort denkt: „Wahrlich, sag' ich euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan." Matth. 25, 40. — Krankenwärter und Ordensschwestern, Damen und Herren haben oft durch ihre Sorgfalt für die kranken Krieger ihren Glauben und ihre Liebe in der rührendsten Weise bethätigt. In einem Lazarethe zu Aachen, welches von den Mitgliedern des Jesuitenordens besorgt wurde, haben sich auch die Männer der Marianischen Congregation ausgezeichnet. Sie unterstützten die Brüder in den Nachtwachen und das mit einer Liebe und Zuvorkommenheit, wovon die Verwundeten höchlich erbaut und gerührt wurden. So pflegte, um einen Fall zu erwähnen, ein angesehener, reicher Herr, im schönen Alter von fast 70 Jahren, dreimal in der Woche die ganze Nacht zu wachen. Wenn man seine Sorgfalt und seine Hingabe an den Krankendienst sah, schien er mit dem heiligen Paulus zu sprechen: Christus lebt in mir, der sich hingegeben für die Brüder, auf daß auch ich mich hingebe für Die, in deren Seelen ich den Abglanz seiner ewigen Schönheit sehe.

Aber das Lazareth ist noch etwas: es ist auch eine Kirche! — Es ist ein Gnadenort, wo Mancher seinen Gott, den er im Leichtsinne verloren hatte, nun wieder findet und findet als den lieben, guten Gott, wie er denselben in den Tagen seiner Unschuld einst kennen gelernt. Die Gnaden der Erlösung thauen reichlicher auf Seelen, welche leiden, als auf solche, die den Wonnebecher der Freude trinken. Wir sind nur durch blutiges Leiden erlöst worden.

In der dreitägigen Schlacht um Belfort fiel ein Elsässer, von einer Kugel schwer verwundet, zu Boden. Ein Bauer schleppte ihn in sein Haus, wo der Unglückliche fünf Tage, aller ärztlichen Hülfe entbehrend, lag. Endlich entdeckte ihn bei einer allgemeinen Hausuntersuchung der deutsche Chefarzt und schaffte ihn in's Lazareth. Weil der „gute Elsässer" ihm so recht aus den Augen schaute, gab man sich von allen Seiten die größte Mühe, sein zerschmettertes Bein zu retten. Doch vergebens. Jene fünf Tage waren für ihn zu gefährlich, eine ungeheure Eitersenkung hatte sich bereits gebildet. Da erklärte der Arzt die Nothwendigkeit der Amputation, zu welcher er sofort seine Einwilligung gab. Zugleich ging er auf den ihm gemachten Vorschlag ein, vorher die heiligen Sacramente zu empfangen. Er beichtete, empfing die Wegzehrung und letzte Oelung. Nun folgte die Operation; leider war hiebei der Blutverlust zu

groß; es mußte eine bedenkliche Schwäche sich einstellen. Der Arzt übertrug deshalb einem gewissenhaften Pflegebruder die ganze Sorge bei Tag und Nacht.

Während dieser so um ihn beschäftigt war, fing der Elsässer einmal so an: „Herr P..., ich sehe den Verlust meines Beines als Strafe Gottes an.“ — „Warum denn, Sie haben doch nicht früher Jemanden das Bein zerschossen?“ — „Das nicht,“ sagte er zufrieden, „zu Hause war ich recht brav. Ich hatte eine brave, fromme Mutter, die uns Kinder täglich zum Gebet, besonders zur lieben Mutter Gottes, anhielt. Später aber kam ich nach Paris .... Hier wurde ich sehr leichtsinnig. Zwar habe ich niemals, wie Andere so oft thun, gesagt, es gebe keinen Gott und dergleichen; aber ich ging nicht mehr in die Kirche, nicht mehr zu den Sakramenten und wurde überhaupt recht lau und schlecht.“ — „Nun,“ fiel der Andere ein, „das haben Sie ja schon Alles wieder gut gemacht; danken Sie der lieben Mutter Gottes, daß sie Ihnen eine solche Gelegenheit, Verdienste zu sammeln, geboten hat.“ „Ja,“ erwiederte der Kranke, „auf Maria habe ich beim Ausbruche des Krieges mein ganzes Vertrauen gesetzt, und sie hat auch geholfen und wird in Zukunft mich nicht verlassen.“

Diese frohe Stimmung, verbunden mit der aufmerksamsten Pflege, brachte bald in seinen Zustand eine Besserung, und Jedermann freute sich sehr darüber.

Aber eines Nachmittags, als sein Pfleger nebenan einen andern Schwerverwundeten besorgen mußte, ruft man diesem plötzlich zur Thüre herein: „Kommen Sie schnell, der Elsässer verblutet.“ Jener eilt und kömmt gerade noch recht, um für den mit dem Tode Ringenden den Beistand Jesu und Mariä, worauf er immer so sehr vertraut hatte, anzurufen. Das Opfer seines Blutes, so hoffen wir, war durch das kostbare Blut des Erlösers geheiligt, und dem Heiland und der göttlichen Mutter dankt er nun ewig die im Lazareth gefundene Rettung seiner Seele.

Für Manche ist das Leiden nothwendig, um gut zu sein, um religiös zu leben. Es ist wie der Sturm, welcher das Meer aus seinen Tiefen aufwühlt und die Schätze des Abgrundes auf die Oberfläche treibt. Bei einem Katholiken, der mit dem gekreuzigten Heilande, aber auch mit der schmerzhaften Mutter Gottes, als der „Trösterin der Betrübten“, dem „Heile der Kranken“ aus liebgewonnener Vertrautheit innig bekannt geworden, ist das leicht verständlich. Es gibt aber auch gute Protestanten, welche in solchen Leidenstagen den Adel ihrer Seele und oft eine tiefe Frömmigkeit offenbaren.

Zu Novéant in Frankreich gab es ein Ruhrlazareth mit etwa hundert Kranken. Darunter war ein protestantischer Ostpreuße, ein wackerer Müllerknecht, dessen Ruhr zum tödtlichen Typhus wurde. Er litt große

Schmerzen, aber er trug sie mit heroischer Geduld und Ergebung. Er war äußerst anspruchslos; wo es nicht ganz nothwendig war, wollte er den Krankenwärtern keine Mühe verursachen. Aus seinen treuherzigen Mittheilungen geht hervor, daß er zu Hause jeden Sonntag, so viel als möglich, den Gottesdienst besuchte und den „Tag des Herrn" durch Gebet und fromme Uebungen heiligte. — Diese Liebe zum Gebete war ihm auch im Lazarethe geblieben. Daraus sah man deutlich, daß seine Geduld und Ergebung von höheren Motiven der Religion getragen war. Er selbst betete viel; und als er immer schwächer wurde, bat er, man möge doch mit ihm beten. Bei dieser guten Seelenstimmung war es nicht schwer, durch die Uebungen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der vollkommenen Reue sein Seelenheil sicher zu stellen. Wohl vorbereitet entschlief er für diese Welt!

Diesem schönen Tode reihen wir den folgenden an, welcher von Protestanten wie Katholiken bewundert wurde. Ein preußischer Hauptmann, katholischer Religion, war in der furchtbaren Schlacht des 16. August in der Nähe von Gorze bei Metz von fünf Kugeln verwundet worden, mußte aber bis zum 22. September auf seinem Schmerzenslager ausharren. Wie herrlich muß die Krone gewesen sein, die er sich ohne Zweifel dadurch verdient! — Auf dem Schlachtfelde hatte er viel Muth gezeigt, wo er an

der Spitze seiner Compagnie focht und dieselbe mit begeistertem Ruf anfeuerte; aber eben so geduldig und ergeben trug er die Schmerzen jener schrecklichen sechs Wochen. Von den erhaltenen Kugeln hatte eine das Rückgrat verletzt. Diese Wunde war tödtlich, fast der ganze Körper war durch sie gelähmt. Gleich am folgenden Tage hatte er selbst die heiligen Sterbsakramente verlangt, die ihm auch sofort von einem ausgezeichneten Schlesischen Lazaristenpater gereicht wurden. — Von nun an ging sein ganzes Streben nur dahin, sich dem heiligsten Willen Gottes immer gleichförmiger zu machen. Alle Sonntage empfing er die heilige Communion; den Tag über betete er sehr viel. Sein theurer Bruder war bei ihm. Wie oft mußte ihm dieser nicht die Litanei zu „Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hülfe" oder andere Gebete vorsagen! Dies stärkte ihn, und so waren denn auch seine Geduld und seine Seelenruhe wahrhaft bewundernswerth. Obgleich er von Anfang sich selbst vollständig aufgegeben hatte, so war doch durch eine anscheinend eingetretene Besserung der Gedanke an Wiedergenesung recht lebhaft in ihm geworden. Fast vier Wochen hielt ihn diese Hoffnung hin.

Als nun den 20. September eine auffallende Aenderung eintrat, fand sein Bruder für gut, ihn auf seine wirkliche Lage aufmerksam zu machen. Er sollte sein Opfer mit vollem Bewußtsein bringen. „Ich danke Dir,

lieber Bruder, für Deine offene Sprache," antwortete der Hauptmann, „sei getrost, ich bin auf alles gefaßt." Der fromme, alte Vater hatte in einem letzten Schreiben, welches am Vorabende des Todes eintraf, den Sohn aufgemuntert, muthig Gott das letzte Opfer zu bringen. Sein Bruder fragte ihn, was er dem Vater antworten solle. Der Hauptmann überlegte etwas und bemerkte: „Sage Papa, daß ich Gott mein Opfer freudig gebracht habe und vollständig auf den Tod vorbereitet bin." Mit rührender Andacht empfing er den 22. September Morgens noch einmal die heilige Communion. Gegen Mittag, nachdem er mehrere Stunden geschlafen hatte, öffnete er plötzlich die Augen, richtete sie zum Himmel und rief: „Salve Regina" mit bewegter, aber kräftiger Stimme. „Was wünschest Du?" fragte sein Bruder. „Salve Regina," war die Antwort. Sein Bruder betete also das Salve Regina vor, und er sprach alle Worte kräftig und deutlich nach. Als dies beendigt war, sagte der Kranke: „So, das wollte ich; jetzt ist es gut." Kurze Zeit darauf, etwa um 2 Uhr, glaubte sein Bruder, die Sterbegebete anfangen zu müssen. Der Hauptmann antwortete auf alles, betete laut und kräftig mit, obwohl es ihn allmälig sichtlich anstrengte. Da rieth ihm sein Bruder, nur mehr im Geiste mitzubeten. Er that es. So oft aber einer der heiligen Namen: Jesus, Maria, Joseph ausgesprochen wurde, richtete er sein Auge zum

Himmel. Mit besonderer Freude schien er immer beim Salve Regina erfüllt, das ihm noch zweimal vorgebetet wurde. Etwa eine Viertelstunde vor dem Tode verließ ihn erst das volle Bewußtsein; bis dahin küßte er das dargereichte Crucifix mit Andacht oder preßte es in seinen Händen. Endlich um 8 Uhr Abends, den 22. September, übergab er seinen Geist in die Hände des Schöpfers, — zwei seiner Brüder und andere Anwesende, Deutsche und Franzosen, eher mit Trost und heiligem Neid, als mit Trauer erfüllend. Auf seinem Antlitze lag ein Schimmer vom seligen Frieden der Ewigkeit!

Ein protestantischer Oberst, welcher zugegen war, drückte dem Bruder des Verblichenen die Hand und sagte: „Wahrhaftig, Herr Baron, den Tod werde ich niemals vergessen. Es ist doch etwas Schönes um ein religiöses Gemüth, nur tiefe Religion vermag eine solche Ruhe im Tode zu gewähren.“ Wie wahr sprach der Oberst, und doch ahnte er nicht die ganze Wahrheit!

Woher dieser schöne Tod? — „Wie gelebt, so gestorben.“ Der Hauptmann hatte elf bis zwölf Jahre in Ehren Militärdienste gethan und in den Feldzügen von 64 und 66, wie 70 sich ausgezeichnet, aber nicht minder ungescheut überall als guter, treuer Katholik in Gesinnung, Wort und That sich hervorgethan. Zu Heiligenstadt in der preußischen Provinz Sachsen, wo seine Compagnie mehrere Jahre stand, war er als Solcher bekannt

und allgemein geachtet und geliebt. Jeden der drei Feldzüge begann er mit dem Empfange der heiligen Sacramente und war es möglich, nahte er sich denselben auch vor den Schlachten. Ein kostbares Kleinod hatte er aus dem Schooße seiner ausgezeichnet christlichen Familie mitgebracht und dann als Congreganist in den Jesuiten-Collegien zu Brugelette, Metz und Feldkirch immer mehr in seiner Seele befestigt — eine zärtliche Andacht zur Mutter Gottes. Oft hatte er vertrauensvoll, in und außer den Marianischen Versammlungen, das Salve Regina singend und betend, gesprochen: „Und nach der Verbannung dieses Lebens zeige uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria."

Daß er jetzt glänzend erhört war, wer möchte es bezweifeln? —

Der Turko und sein Grab.

„Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Magd und einen von der Freien." Gal. 4, 22.

Abraham's Magd hieß Hagar und wurde mit Ismael, ihrem Sohne, hinausgestoßen in die Wüste. Von Ismael nun, sagt die Völkerkunde, stammen die dunklen Söhne der afrikanischen Steppen, die Araber,

her, während von Isaak, dem Sohne der „freien" Sara, die Israeliten kommen. Die Söhne Sara's sind uns männiglich bekannt; auch Nachkommen der unglücklichen Hagar sollten wir kennen lernen.

In Berlin war es den 9. und in München den 10. August, als der erste Transport französischer Kriegsgefangenen ein höchst interessantes Schauspiel bot. Unter ihnen befanden sich die ersten Turko's. Die deutsche Cultur entsetzte sich unaussprechlich über diese Halbmenschen, und mit Entrüstung hieß es allenthalben: „Wie konnte doch Napoleon solche Bestien gegen eine civilisirte Nation in's Feld führen?" — Unsere Leser haben wohl alle Gelegenheit gehabt, einige Exemplare dieser armen Turko's mit eigenen Augen zu sehen. Es ist nicht zu leugnen, der erste Anblick flößte ein Gefühl ein, welches Mitleid und Abscheu zugleich bedeutete.

Wo kamen sie denn her, diese Turko's? — Mac Mahon, welcher das erste französische Armee-Corps befehligte, hatte unter seinem Commando auch afrikanische Truppen: drei Zouavenregimenter und drei Regimenter algierische Tirailleurs. Diese letztern hießen Turko's und waren meistens Araber aus den französischen Gebietstheilen Nordafrika's. Den Namen „Turko's" hatten sie von den Türken, welche im 16. Jahrhundert diesen Landstrich unter ihre Herrschaft gebracht. — Ein Turkosregiment wurde auf der Höhe von Weißenburg von den

Bayern überfallen und in den Hopfengärten, wo die „Wilden" verzweifelten Widerstand leisteten, gefangen oder getödtet. Andere Turko's geriethen in den Weinbergen um Wörth und Frosch weiler in die Gefangenschaft der Deutschen. Sehen wir uns diese Afrikaner ein wenig an.

Zunächst fallen uns einige Negergestalten unter ihnen auf. Schwarz, wie Judenpech, mit aufgeworfenen Lippen, mit einer Stülpnase, mit wolligem, krausem Haar auf rundem Schädel gleichen sie kaum einem Menschen. Wenigstens hatte man hier zu Lande nie solche Menschen gesehen. „Das sind leibhaftige Teufel," meinte ein Wälder; „jedenfalls stammen diese nicht von Adam her, wie wir." Dagegen sagt aber die heilige Schrift: „Gott hat aus Einem das ganze Menschengeschlecht gemacht, daß es wohne auf der ganzen Oberfläche der Erde." Apostelgesch. 17, 26. — Adam ist der Vater und Eva die Mutter aller Sterblichen. Selbst Burmeister, ein Gelehrter, der nichts weniger, als gläubig ist, sagt in seiner „Geschichte der Schöpfung" S. 272: „Alle Nationen der Erde gehören zu einer und derselben Art (species) im naturhistorischen Sinne und ihre Unterschiede können lediglich als Varietäten angesehen werden." Solche Varietäten treten bei Pflanzen und Thieren ein, und sie müssen bei dem Menschen um so mehr eintreten, da sein Wohnplatz über die ganze Erde verbreitet ist. Wie sehr steht der

Mensch unter dem Einflusse des Klima's, der Nahrung, der Lebensweise? Wie bestimmend wirken auf ihn Cultur, Religion und Politik? — Was Wunder, daß der Neger, der mitten unter der Sonne des Aequators aufgewachsen, bei seinem Nomadenleben, seinem frühern Heidenthum so ganz anders aussieht, als der Bewohner Deutschlands, wo das Klima so mild und gemäßigt, wo die Civilisation so fein und die Cultur so blühend ist, und wo das Christenthum mit seinen Lehren und Sitten alles so sehr veredelt hat? — Indeß kommen wollartige Haare, fast so stark wie bei den Negern, auch bei einzelnen Europäern vor, ebenso negerartige Gesichtsformen und Schädelbildungen. —

Die Neger finden sich nur ausnahmsweise unter den Turko's. Sie sind meistens aus dem Gebiete zwischen dem Gambia und Senegal, wo es die schwärzesten und schönsten Neger gibt; durch allerlei Schicksale kamen sie, meist als Sclaven, nach dem Norden von Afrika und dort endlich in französischen Kriegsdienst. — Die größere Zahl der Turko's sind Araber aus den Länderstrichen zwischen dem Atlasgebirg und dem Mittelmeere. Diese haben eine längliche Schädelbildung und braune Farbe, so jedoch, daß die einen fast so hellfarbig aussehen, wie die Italiener und Spanier, andere gelbbraun, einzelne selbst glänzend schwarz sind. Es gibt auch arabische Turko's mit einem negerartigen, wolligen Haar.

Die Sprache aller ist die arabische. Sie schreiben von der Rechten zur Linken; da wo unsere Bücher aufhören, fangen die arabischen der Turko's an. — Die Gebildeten sprechen auch französisch. Alle haben eine große Leichtigkeit, fremde Sprachen zu erlernen. Im Deutschen haben sie, während ihrer Gefangenschaft bei uns, unvergleichlich größere Fortschritte gemacht, als die Franzosen. Eines Tages wurden wir von einem ganz schwarzen Turko im feinsten Deutsch angeredet. Dieser kannte mehrere Sprachen; die deutsche hatte er in Constantine gelernt, wo er viel mit deutschen Handelsleuten verkehrte und Schriftsteller, wie Schiller und Göthe, zu lesen anfing.

Anfangs sah man den Turko als einen abscheulichen Wilden an. Wenn man ihn aber näher kennen lernte, war man überrascht, in ihm ein äußerst gutmüthiges Wesen zu finden. Der Turko besitzt dasjenige, was wir Deutsche so sehr lieben und bei dem Franzosen vermissen, — Gemüth. Die Franzosen sind eigentliche Kinder, aber durch eine egoistische, materielle Civilisation verzogene Kinder. Die Natur ist durch Verkünstelung verdorben. Die Turko's sind auch Kinder, aber die ursprüngliche, kindliche Natur ist weniger verwischt; darum findet man dieselben bei freundlichen Verhältnissen liebenswürdiger, als die Franzosen. Der Turko kann sehr höflich, dankbar, hingebend, zart und zärtlich sein. Daß

einzelne solcher Afrikaner zu Ingolstadt, Landshut und Augsburg sich die besondere Achtung und Liebe der Bevölkerung erworben haben, ist in den Zeitungen wiederholt berichtet worden. Bei unfreundlicher Behandlung freilich zeigt sich die wilde Bosheit des Naturmenschen. Will man den Turko von oben herab ansehen und ihn die Ueberlegenheit unserer Civilisation fühlen lassen, dann macht er Gebrauch von seinem bedeutenden Talent zur Tücke und List, dann kann er beißen wie eine Katze.

Der „katholische Volksfreund" hat von einem solchen Turko eine That gemeldet, die hier eine Erwähnung verdient. Im Anfange dieses Krieges wurde ein preußischer Fähndrich, der Geburt nach ein Kurhesse, von einer feindlichen Kugel getroffen und lag einige Zeit bewußtlos da auf dem Schlachtfelde. Als er wieder zu sich kam, sah er einen Franzosen vor sich, und erschrocken dachte er: jetzt hat mein letztes Stündchen geschlagen. Doch sieh! bald wurde die Angst zur Freude. Der Gefürchtete hob den wehrlosen Deutschen auf, riß ein Stück Tuch von seiner Pluderhose ab und verband damit dessen Wunde, zog seine eigenen Kamaschen dem Fähndrich an, und setzte demselben, weil ihm der Helm weggeschossen worden, seine Mütze auf und legte ihn zu größerer Sicherheit an einen Platz, wo die Deutschen ihren verwundeten Bruder leichter entdecken mußten. So kam der Fähndrich, halb als Preuße, halb als Franzose gekleidet, zur

allgemeinen Verwunderung nach Frankfurt und von dort der Pflege halber zu seinen Verwandten in die Heimath.

Also auch unter den Turko's fand sich ein barmherziger Samariter! —

Wie alle Araber lieben die Turko's das Erzählen. Gerne sitzen sie mit verschränkten Beinen am Boden, zusammen in einem großen Kreis, rauchen das spanische Cigarettchen und lauschen so stundenlang dem Vortrage eines Erzählers. Weiß dieser schöne Liebes- und Kriegsgeschichten voll romantischer Abenteuer, dann steht er in hohem Ansehen.

Der Turko hat in der Regel, wenn er verheirathet ist, nur eine Frau; es hält jedoch nicht schwer, sich von ihr scheiden zu lassen und eine andere zu nehmen. Nur jene, welche durch Reichthum und Rang über die andern hervorragen, haben mehrere Frauen. — Araber heirathen oft Negerinen, deren Kinder den Negertypus behalten; nie aber Araberinen einen Neger. Die Familienbande sind zärtlich. Die gefangenen Turko's redeten oft mit Thränen innigster Rührung von ihren Frauen und Kindern und standen mit denselben in brieflichem Verkehre, so viel als möglich. — Eines Tages erschien in Ingolstadt die Frau eines Turko. Sie hatte mit ihren beiden Kindern, im Winter, die große Reise aus Afrika über Meer und Land gemacht, um ihren Mann in seiner

Holzbarake, innerhalb der Festungsmauern einer deutschen Stadt, zu besuchen und zu trösten!

Sagen wir ein Wort von der Religion der Turko's. Sie sind insgesammt Anhänger des Islams, also Muhammedaner; sie nennen sich aber nicht so, sondern „Muslimins". Voll Ehrfurcht beobachteten sie unsere katholischen Ceremonien beim Gottesdienste in der Kirche oder bei Spendung der letzten heiligen Sacramente im Spital. Die Turko's lieben religiöse Zeichen, die sie auf Brust und Arme sich einbrennen; deßgleichen Amulette, die sie an ledernen Riemen um den Hals tragen. Der Fatalismus der Religion Muhammed's zeigt sich in der Krankheit. Wir sahen sie in den Kriegsspitälern mit stumpfer Resignation in den größten Schmerzen daliegen und ruhig den Tod erwarten. Einige wenige, bei denen die Natur stärker war, als die Religion, weinten und winselten dagegen, wie Kinder.

Der wichtigste ihrer religiösen Gebräuche ist das Gebet, welches im Tage fünfmal verrichtet wird. — Auch für das Fasten haben sie einen Monat, den Ramadân. Bei der Armee und in der Gefangenschaft waren Gebet und Fasten nicht strenge beobachtet; indeß gab es doch einige, die Morgens und Abends lange beteten und im Fastenmonat den ganzen Tag bis zum Sonnenuntergange weder Speise noch Trank zu sich nahmen. Der gewissenhafte Turko trinkt keinen Wein; wie überhaupt

jedes berauschende Getränk ist dieser den Gläubigen von Muhammed verboten. — Uebrigens gibt es unter den Muslimins im nördlichen Afrika, daher auch unter den Turko's, verschiedene Secten oder Religionsparteien, welche in religiösen Ansichten und Gebräuchen von einander abweichen.

Bekanntlich hegen auch die Muhammedaner eine große Verehrung für Maria, die Mutter des Herrn, und wie dieselbe ihnen zum Heile werden kann, zeigt ein Vorfall aus dem nördlichen Deutschland.

Im Oktober 1870 lag in einem Lazarethe bei Stettin ein Turko von etwa 20 Jahren krank darnieder. Als der katholische Geistliche, ein Pater aus der Gesellschaft Jesu, Medaillen der seligsten Jungfrau unter die Kranken austheilte, bat auch der Afrikaner inständigst um eine solche und versprach, sie immer bei sich tragen zu wollen. Er erhielt eine und hing dieselbe sofort um den Hals. Bei jedem Besuche zeigte er dem Pater das kleine Andenken auf seiner Brust, zum Beweise, daß er seine Worte getreulich halte. Inzwischen wurde der Turko gesund und dem Lager von Damm zugetheilt. Dort verblieb er bis zum Monat März, wo ihn ein neues Unwohlsein in das frühere Lazareth zurückbrachte. Beim ersten Besuche des Paters richtete er sich freudig im Bette auf, winkte ihm, näher zu kommen und zeigte sofort dem „Marabout catholique“ (so nennt der

Araber den katholischen Geistlichen) die geschenkte Medaille; er hatte sie seither stets am Halse getragen. Indessen wurde die Krankheit unseres Turko bedenklicher und bildete sich endlich zur vollständigen Wassersucht aus. Als nun eines Tages der Pater diesen Kranken wieder besuchte und sich mit ihm etwas unterhalten hatte, rief letzterer in Gegenwart vieler Anderer plötzlich die Worte aus: „Moi la même religion que Marabout catholique (ich dieselbe Religion, wie der katholische Geistliche).“ Zu wiederholten Malen äußerte er sich auf dieselbe Weise vor dem Pater. Dieser schien wenig geneigt, die Worte des Turko im Ernst zu nehmen; allein der Kranke betheuerte nun laut, er glaube, daß Jesus Christus wahrer Gott, und Maria die Mutter Gottes, und die Religion des Marabout catholique die wahre sei. Nun empfahl der Pater seinen Turko einem braven Franzosen, welcher von seinem Dienst in Algerien her des Arabischen kundig war, zu einigem Religionsunterricht und gab demselben auch Anleitung und Auftrag, den Kranken in Todesgefahr zu taufen. Wirklich erfolgte bald darauf in der Abwesenheit des Paters die Gefahr eines nahen Todes, und der Franzose hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Turko die heilige Taufe zu spenden. Indeß verschwand die Gefahr wieder, der Kranke kehrte zur vollen Besinnung zurück, und als der Pater wiederkehrte, sagte er demselben voller Freude:

„Marabout, moi maintenant catholique, la même religion que Marabout (Geistlicher, ich jetzt katholisch, ich dieselbe Religion, wie Sie)." Darauf erzählte er, was der Franzose bei der Taufe gesagt und gethan, betete dem Pater das Vaterunser und Ave Maria vor, machte das Kreuzzeichen, kurz, theilte ihm Alles mit, was er bereits von seinen Kameraden gelernt hatte. Seine schmerzliche Krankheit trug er mit heroischer Geduld; seine einzige Beschäftigung war von nun an das Gebet. Alle seine Kameraden redeten von ihm mit Bewunderung. Nach etwas ausreichenderem Unterricht hätte er das Brod der Engel empfangen sollen; allein er starb eine Woche nach seiner Taufe.

Eine der interessantesten religiösen Uebungen, die wir bei den gefangenen Turko's beobachten konnten, ist das Begräbniß. Als Kinder Adam's tragen auch sie die Folgen der Erbsünde und sind besonders in unserm für sie rauhen, Klima tausend Krankheiten und dem Tode ausgesetzt. Fast überall, wo dieselben internirt waren, gab es Turkosleichen. Die Bestattung war, je nach Umständen, mit mehr oder weniger Ceremonien umgeben. In folgender Weise haben wir sie öfters beobachtet.

Die Leiche kam unter militärischer Begleitung und gefolgt von einer Abtheilung Turko's, welche ein Todtenlied sangen, auf den Gottesacker. Hier war ein eigener Platz für diese Nichtchristen ausgeschieden. Der Todten-

gräber hatte das Grab bereitet und um dasselbe herum eine möglichst große Anzahl von Schaufeln niedergelegt; damit ist seine Arbeit fertig; alles übrige besorgen die Turko's selbst. — Sie nehmen den Sarg und senken ihn mit Vorsicht in die Grube, die Kopfseite nach Mekka gerichtet, dem religiösen Mittelpunkte der Muslimins. Der Sarg muß zur Linken an die Grabeswand möglichst knapp anliegen. Jetzt beginnt ein stilles oder murmelndes Gebet, wobei die Betenden sich über das Grab neigen und das Gesicht mit beiden Händen verhüllen. Wenn sie sich erheben, liest man auf allen Gesichtern die schmerzlichste Theilnahme; Vielen stürzen Thränen aus den Augen. — Dann greifen die Turkoshände zu den Schaufeln und werfen die ringsum gehäufte Erde in's Grab. Während dies geschieht, gehen zwei Turko's unter den fremden Zuschauern herum und theilen Feigen aus. Andere singen am Rande des Grabes: „La Illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah; — La Illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah," d. h. es gibt keinen Gott als Allah, und Muhammed ist Allah's Prophet; — und so immer dasselbe. Ist das Grab ausgefüllt, so wird mit Sorgfalt noch der Grabhügel gebildet, und zu Häupten, statt des Kreuzes, ein schwarzer Pfahl eingesteckt, worauf der Name des Verstorbenen, nebst Angabe seines Regiments und seiner Compagnie zu lesen ist. — Nun müssen alle Anwesenden sich vom Grabe auf zwölf bis

zwanzig Schritte entfernen; dann tritt Einer der Turko's, welcher lesen und schreiben und so die Stelle eines Marabout vertreten kann, an den Pfahl, kauert an demselben nieder und beginnt ein Zwiegespräch mit dem Todten. Die letzten Aufträge werden ausgewechselt, die letzten Grüße, dann — Lebewohl auf ewig!

Traurig verlassen alle den Gottesacker.

Ein Kloster der Heimsuchung.

„Selbst die Häuser werde ich segnen und beschützen, in denen das Bild meines heiligsten Herzens ausgesetzt und verehrt wird." (Verheißung des Heilandes an die sel. Margaretha Maria Alacoque.)

Schlacht auf Schlacht war inzwischen geliefert, und Siege waren errungen, denen die Welt, wie einem traumartigen Schauspiele, mit steigender Verwunderung zusah. Welch' eine Perlschnur bilden die Tage von Weißenburg, Wörth, Mars la Tour, Gravelotte, Beaumont, Bazeilles, bis zum Briefe des Kaisers Napoleon an den König von Preußen: „Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen habe sterben können, so übergebe ich Ew. Majestät meinen Degen," — dann die Capitulation von Sedan, die Cernirung von Paris, die Uebergabe von Straßburg. —

Das geschah alles im August und September. So rasch und fürchterlich war Frankreich durch die deutschen Heere darniedergeworfen, daß wahrlich Niemand die Hand der göttlichen Vorsehung in diesem Kriege verkennen konnte. Interessant ist hierüber ein Brief der Melanie, jenes bekannten Hirtenmädchens, dem mit seinem Bruder im Jahre 1846 auf dem Berge La Salette die allerseligste Jungfrau erschienen ist. Melanie, nun im Kloster „Maria vom Kreuz" genannt, schrieb den 12. September 1870 an ihre Mutter:

Theuerste Mutter!

Jesus werde von allen Herzen geliebt! — Dieser Brief ist nicht allein für Dich, sondern für alle Bewohner von Corps, meinem Heimathsort.

Ein Familienvater, der seine Kinder sehr liebte, sah, daß sie ihre Pflichten vergaßen, von den Geboten, welche er ihnen gegeben, sich entfernten und sehr undankbar wurden. Da beschloß er, sie strenge zu strafen. Die Frau des Familienvaters bat um Gnade für sie und begab sich zugleich zu ihren zwei jüngsten Kindern. Diese Mutter, die im Hause des Familienvaters nicht weinen kann, vergießt auf dem Felde dieser Kinder reichliche Thränen und klagt; sie droht, wenn man sich nicht bekehren will. Nur bei einer geringen Zahl folgt Bekehrung; ach, die Meisten verharren in der Sünde und sinken noch tiefer. Nun sendet der Hausvater Strafen,

aber die unglücklichen Kinder zerbrechen die Ruthe, mit der sie gestraft wurden, anstatt daß sie auf den Knieen um Gnade flehen und Besserung versprechen. Endlich noch mehr erzürnt, ergreift der Hausvater eine stärkere Ruthe und schlägt zu; und er wird zuschlagen, bis man ihn erkennt, sich verdemüthigt und um Barmherzigkeit fleht beim Herrn des Himmels und der Erde.

Theure Mutter, liebe Bewohner von Corps! Ihr kennet diesen Familienvater, es ist Gott! Seine Kinder sind wir alle; wir haben seine Gebote nicht beobachtet, wie es unsere Pflicht war; daher straft uns der liebe Gott. Viele von unsern Brüdern sind Soldaten und sterben; viele unserer Familien und ganze Städte sind in's Elend gestürzt, und es ist noch nicht vorbei, wenn man nicht zu Gott zurückkehrt.

Paris ist schuldbar, sehr schuldbar! denn diese Stadt hat einen schlechten Menschen, der ein Buch gegen die Gottheit Jesu Christi geschrieben hat, belohnt. Gott ist erzürnt wegen so vieler Sünden. Wer kann jetzt diesem Krieg Einhalt thun, der so Viele unglücklich macht in Frankreich? Um diese Geißel aufzuhalten, muß Frankreich erkennen, daß es rein nur die Hand Gottes ist, welche diesen Krieg gesendet, — muß es sich verdemüthigen und von ganzem Herzen und aus ganzer Seele um Verzeihung bitten, — muß es aufrichtig versprechen, Gott zu dienen und seine Gebote zu beobachten ohne Menschenfurcht.

Es gibt Leute, welche um das Glück der französischen Waffen beten; das ist's nicht, was der liebe Gott will. Er will die Bekehrung Frankreichs.

Die seligste Jungfrau ist in Frankreich erschienen, und Frankreich hat sich nicht bekehrt. Es ist schuldbarer als die übrigen Nationen. Wenn es sich nicht selber demüthigt vor dem lieben Gott, dann wird es sehr tief verdemüthigt werden, und Paris, dieser Herd der Eitelkeit und des Stolzes, wer sollte es retten, wenn nicht beständig inbrünstige Gebete dafür zum Herzen des göttlichen Erlösers aufsteigen?

Damit Frankreich zum lieben Gott zurückkehre, lasset uns alle beten! Glaubet, Gott wird uns erhören.

Die Mütter sollen ihre Kinder christlich auferziehen. Denn die Zeit der Trübsal ist noch nicht vorbei; wenn ich Euch wollte das Maß und die Art derselben enthüllen, so würdet Ihr Euch entsetzen. Aber ich will Euch nicht erschrecken; habt Vertrauen auf Gott. Beten wir für unsere Soldaten und für so viele betrübte Mütter! Beten wir für jene armen Verblendeten, die es nicht einsehen, daß die Hand Gottes es ist, welche Frankreich schlägt. Lasset uns jetzt beten und Buße thun! Ich bitte Euch, bleibet alle treu der heiligen Kirche und dem heiligen Vater, der ihr Oberhaupt und der sichtbare Stellvertreter Jesu Christi auf Erden ist, betet für ihn!

Maria vom Kreuz.

Anfangs Oktober richtete sich ein Theil der deutschen Truppen gegen die Loirearmee und stand bereits am 10. vor Orleans. Den 11. kam es zur Schlacht und Orleans wurde von den Bayern und Preußen erstürmt.

An diesem Tage, freundlicher Leser, will ich dich in das dortige Kloster aus dem Orden der Heimsuchung führen. Daß an einem solchen Tage der Schrecken und banges Zagen alle Herzen in einem Frauenkloster erfüllen mußte, kannst du dir denken; allein über dem Orden der Heimsuchung wacht ein besonderer Schutz des göttlichen Herzens Jesu, und du sollst nun erfahren, wie solches in diesem Kloster zu Orleans der Fall war. Verschiedene Briefe, gedruckte und ungedruckte, liegen uns darüber vor; wir wollen deren Inhalt zu Einem Berichte zusammenfassen.

Der 11. Oktober 1870 war ein fürchterlicher Tag, so schreibt eine Klosterfrau; der Donner der Kanonen, welcher seit dem Vorabende gehört wurde, nahm zu und drang von Viertelstunde zu Viertelstunde immer näher; endlich ist er da, am Bahnhofe; Schlag auf Schlag folgt ohne Unterbrechung; bald ist nur mehr ein fortlaufendes Rollen vernehmbar. Von allen Seiten zischen die Kugeln, wie die Racketen eines Feuerwerkes. Die Erschütterung unseres ganzen Klosters war entsetzlich, wie bei einem Erdbeben. Diese Lage dauerte sechs lange, fürchterliche Stunden! —

Wir versammelten uns auf dem Chore zum Gebet; da wurde ein Zeichen gegeben, es rief uns in das Krankenzimmer, wo unsere vielgeliebte Schwester Maria Thaïs im Sterben lag; mit einem englischen Frieden auf ihrem Antlitze lächelte sie uns noch allen entgegen. Diese nämliche Scene erneuerte sich während zwei Stunden dreimal. Bei den Sterbegebeten wurde unsere Stimme übertönt vom Donner der Kanonen und vom Geknatter der Flintenschüsse. Gegen drei Uhr trat unser Geistliche in das Zimmer, um zum letzten Male der theuren Sterbenden seinen Segen zu ertheilen. Diesen Augenblick benützte die ehrwürdige Mutter, uns im Vorzimmer zu versammeln. Mit jenem lebendigen Glauben, der uns entzückt und aufrecht hält in unserem Unglücke, redete sie da uns so kräftig und zugleich so mütterlich zu, daß die Herzen aller mit Muth und Vertrauen wunderbar gestärkt wurden; man war auf alles gefaßt. Diese Vorbereitung war nicht umsonst. Gegen neun Uhr nimmt der Lärm zu; der Feind rückt vor — nicht bloß mehr am Bahnhofe, nein, in unserer Straße wird gefochten. Die Franzosen kämpfen zurückweichend; das Gefecht kommt bis zu unserer Pforte, die offen blieb für die Verwundeten. Die Franzosen stürzen in den Klosterhof hinein und fahren fort auf die Deutschen zu schießen, welche natürlich kräftig antworten. Bomben, Kugeln, Granaten regnen auf das Kloster; alles steht im Feuer, so scheint es, und auf der Straße hört

man nur einen Ruf: „Das Kloster der Heimsuchung brennt!“ — Dem war nun nicht so; die Mutter Gottes und das heiligste Herz Jesu beschützten uns.

Das Geschützfeuer dauerte zwanzig Minuten; es war schrecklich! Die Mauern erbebten, die Fenster klirrten, das ganze Kloster wurde bis in seine Fundamente erschüttert; es war, als sei die letzte Stunde gekommen. So fürchterlich war das Getöse, daß das stärkste Donnerrollen, die Wuth des fürchterlichsten Orkan's auch nicht den geringsten Begriff davon zu geben vermögen. Es schien, das Haus stürze zusammen und wolle uns alle unter seinen Trümmern begraben. Die Klostergemeinde, welche zur Zeit des Gebetes von dem Chor fortgegangen war, um Charpie zu zupfen, kehrte bald dorthin zurück, .. die einen werfen sich auf den Boden, . . andere strecken die Arme aus und beten das Miserere: so harrt man gespannt. Indeß aber lebten alle in bester Hoffnung. Wir hatten beim Beginn des Krieges unser Kloster dem göttlichen Herzen Jesu geweiht; vor einem Bilde desselben beteten wir. Dieses heiligste Herz war der Grund eines unerschütterlichen Vertrauens. — Während wir also auf dem Chore beteten, hörten wir auf einmal ein Geschrei vor dem Kloster. Damen, Kinder, Greise drängten sich bereits um uns auf dem Chore, an allen Gliedern zitternd; andere klopfen mit wiederholten Schlägen an die Pforte, an die Klausurthüre: „Macht doch auf, gute

Schwestern, wir beschwören euch! habt Erbarmen und öffnet, wir bitten, sonst sind wir verloren!" Begreiflich, denn Kugeln und Bomben regnen in den Hof! sieben Offiziere, die sich dorthin geflüchtet hatten, werden getödtet. Auf einmal hört das Gekrache auf; der Kanonendonner verstummt; der Kampf findet ein Ende, hier, gerade bei uns .... die Stadt gehört uns nicht mehr! —

Nun folgte ein entsetzliches Gewühl: Freudengeschrei, Musikklänge, Wuthgeheul — alles das mischte sich bunt durcheinander. Die Straße war so gedrängt voll, daß Niemand durchzudringen vermochte. In unserm Hofe liegen die Verwundeten förmlich auf einander gehäuft: wohin mit ihnen? die Sprechzimmer, die Stuben der Windenschwestern, die Gänge, alles ist bereits voll . . . und schon ist es Nacht! Was thun? Die Frage wird von unserm Geistlichen kurz entschieden: „Ich nehme die Sache auf mich," sagte er zu unserer ehrwürdigen Mutter, „vor allem geht die hilfreiche Liebe; wir können unmöglich diese Verwundeten die Nacht hindurch draußen im Hofe lassen, sie müssen herein."

Jetzt hätte man uns Klosterfrauen sehen müssen! Alle Furcht und Verlegenheit waren verschwunden, jede eilte in ihre Zelle, und so schleppten sie ihre Matrazen, ihre Strohsäcke, kurz, alles Nothwendige in den großen Kapitelsaal. Dort werden die Betten hergerichtet, rasch, die Zeit drängte. Sieh, durch die Pforte der Klausur

gehen die Tragbahren nun ein und aus; eine Menge Soldaten, schwarz von Rauch und Pulver, tragen die Verwundeten herein. Ueberall fließt das Blut, der Boden des Kapitelsaales ist davon geröthet. Doctor Simon, ein uns sehr freundlich gesinnter Arzt aus Paris, am Arm die weiße Sanitätsbinde mit rothem Kreuz, begleitet die Verwundeten. Mit unaussprechlichem Eifer drängten sich die Klosterfrauen hilfebringend herbei; die Visitantinerinen waren an diesem Abend „barmherzige Schwestern" vom reinsten Wasser! —

Und wieder wuchs der Lärm auf der Straße, was sollte noch folgen? — Gegen neun Uhr Abends rieth die Klugheit, das hochwürdigste Gut aus der Kirche in den Kapitelsaal zu tragen. Kaum hatte unser Geistliche dasselbe in dem Tabernakel des dort befindlichen Altares verschlossen, als man unserer ehrwürdigen Mutter meldet, die „Preußen" seien vor dem Kloster und wollten herein. Man läutet, man schlägt zu wiederholten Malen an die Pforte .... Aber merkwürdig, hier bei der Heimsuchung wartet man, während man sonst nirgends wartet, sondern einfach mit Gewalt eindringt. — „Geht jetzt, ihr lieben Schwestern, alle auf den Chor," sagte unsere ehrwürdige Mutter, „die Preußen kommen herein." Hierauf begibt sie sich begleitet von einigen Schwestern, von dem Geistlichen in Chorrock und Stola, von Herr Doctor Simon in weißer Schürze, und von August, dem Gärtner,

an die Pforte der Klausur. Diese geht auf, ... preußische Pickelhauben mit Hinterladern wollen eintreten, doch beim ersten Schritt machten sie Halt: „Was ist das?“ tönt es wie aus einem Munde. Der Geistliche und der Doctor treten vor und suchen sich in lateinischer Sprache mit dem Offizier zu verständigen. Dies gelingt; nur August, der Gärtner, trägt umsonst die Sanitätsbinde; „Er, Soldat,“ sagen die Deutschen, „Er, Soldat“ und legen ihr Gewehr auf ihn an. „Nein, nein,“ gibt man zur Antwort, „Er, Hausdiener, Gärtner!“ — Das hilft wenig; der arme August jammert todtenbleich um Schutz und Rettung, endlich gelingt es ihm in die innern Kloster-räume zu entwischen. Nach wiederholten Betheurungen, daß im ganzen Kloster sich kein Soldat befinde, küßten die Deutschen unserm Geistlichen die Hand, welcher sagte: „Gut Freund!“ — „Gut Freund,“ erwiederten sie alle, und so zogen sie ruhig ab. — O Schutz des göttlichen Herzens! Welch' eine Ruhe, welche Mäßigung bewahrten gegen uns diese Feinde, welche sonst überall so viel Schrecken verbreiteten! War das nicht wie ein zweites Wunder, nachdem wir vor ein paar Stunden das erste erlebt hatten. Um sechs Uhr hätten wir alle unter Kugeln, Bomben und Granaten umkommen müssen — und sieh, Niemand vom Kloster hatte den geringsten Schaden gelitten; keine Fensterscheibe war gebrochen oder gespalten, keine Spur war an den Mauern zu sehen, während an allen

Häusern, die uns umgeben, die Mauern zerrissen, die Wände durchlöchert, alle Fenster zerschlagen waren. —

Unsere ehrwürdige Mutter war bei diesem Feuer der Geschütze eben im Sprechzimmer. Fest und unerschrocken, während sonst alle, selbst die Verwundeten, sich niederknieten und glaubten, die letzte Stunde sei gekommen, sorgte sie für alles, gab auf alles Bescheid, unerschütterlich auf das göttliche Herz Jesu vertrauend. Und doch fühlte sie bei den gewaltigen Schüssen die Mauern wanken und den Fußboden sich beugen, jeden Augenblick erwartete sie, daß eine Bombe ihren Weg durch das Fenster finde und sie niederstrecke. Doch es wachte ein Starker über die Schwachen! —

Als spät Abends die Metten gebetet waren, dachte Niemand an's Schlafengehen. In der Stadt dauerte der Lärm fort, selbst in unserer Straße war an keine Ruhe zu denken. Jene aus uns, welche von den Verwundeten nicht in Anspruch genommen waren, begaben sich zusammen, um in Gemeinschaft Charpie zu bereiten und dabei zu beten. Es war kein Herz, welches nicht litt und des Trostes von oben gar sehr bedurfte. Gegen zwei Uhr Morgens begaben wir uns alle in den Kapitelsaal zu den armen Verwundeten; mehrere wurden mit den letzten heiligen Sakramenten versehen, und wir verrichteten die Sterbegebete. Die armen Leute, wie sehr mußten wir ihre Geduld und ihre Ergebung bewundern! Sie

äußerten ihren Schmerz nur mit den Worten: „Ach mein Gott, erbarme dich meiner!“ Kein Murren, kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Einer zog besonders unsere Bewunderung auf sich, ein kleiner Sergeant von 24 Jahren; unsere ehrwürdige Mutter nannte ihn nur ihren kleinen heiligen Aloysius von Gonzaga. Er hatte Wunden, die durch und durch gingen, und litt fürchterlich. Kaum war er auf das Bett gelegt, hörten wir ihn sagen: „O mein Gott, ich opfere Dir meine Leiden auf zur Genugthuung für meine Sünden. O mein Jesus, ich liebe Dich, Du bist mein Heiland, mein Erlöser.“ Weil man befürchtete, daß er jeden Augenblick sterben könne, fragte man, ob er nicht wünsche, daß der Geistliche ihm den lieben Gott bringe? „O möge er doch kommen! Ich will ihn empfangen, ich habe diesen Morgen erst gebeichtet, ich habe nichts mehr auf dem Gewissen, ich bin vollkommen ruhig.“ Um zwei Uhr wurde er mit mehreren andern versehen. — Hierauf meinte unsere ehrwürdige Mutter, wir sollten nun etwas ruhen gehen, wo immer wir könnten. So warf man sich ganz angekleidet auf irgend einen Strohsack oder eine Matraze, wo eine solche zufällig noch übrig war.

Am folgenden Tage kehrte mehr Ruhe in die Stadt zurück. Mehrere unserer Soldaten wurden versehen und starben. Unser kleiner Sergeant lebte noch bis in der folgenden Nacht um 11 Uhr. „O mein Jesus!“ sagte

er im Laufe des Nachmittags, „mein Jesus, ich bin losgeschält von der Erde, ich wünsche nichts mehr als den Himmel.“ Dann nahm er sein Crucifix und bedeckte es mit Küssen. Unsere ehrwürdige Mutter mußte ihm immer und immer wieder vorbeten; er lauschte dann mit dem Ausdrucke eines englischen Glückes in seinen Zügen, und sanft lächelnd sprach er die frommen Anmuthungen nach. Endlich starb er bei vollkommenem Bewußtsein, unter Akten der Liebe Gottes.

Unsere gute Schwester Maria Thaïs war den 11. gestorben, aber da die Mairie jetzt weder französisch noch deutsch war, konnte ihr Begräbniß erst nach drei Tagen, nämlich den 14. Oktober, stattfinden, zugleich mit den Soldaten, welche in diesen Tagen bei uns gestorben waren, und die wir alle nicht hatten beerdigen dürfen. Dreizehn Särge auf einmal wurden nun aus unserer Klausur herausgetragen! — Wir haben nun zwei Friedhöfe: neben dem unsrigen liegt derjenige unserer theuren Soldaten; oft gehen wir dorthin, um zu beten.

Mehrere Tage nach der Schlacht mußten wir noch sechs kranke Bayern aufnehmen; sie kamen um sechs Uhr Abends; Betten mußten rasch in der Kleiderkammer bereitet werden. Der Blick dieser Bayern war finster und traurig, ihre Gewehre waren geladen, sie hatten alle ihre Waffen, — das flößte uns keineswegs großes Vertrauen ein; doch mit dem nächsten Morgen schwand dieser pein-

liche Eindruck, als wir in ihnen eifrige Katholiken fanden. Schwester H... diente als Dolmetscherin, und auch unsere ehrwürdige Mutter, die mehrere Sprachen spricht, konnte sich hinreichend verständlich machen. Diese guten Bayern beichteten alle und kommunizirten. In einigen Tagen konnten mehrere dieser wackern Leute ihr Bett verlassen und etwas herumgehen; bald sah man sie im Kloster herum, bald im Garten, dann wieder im Hofe. Der heiligen Messe wollten sie jeden Tag beiwohnen; hiefür wurde der vordere Theil des Chores ihnen zugewiesen; mehrere wohnten selbst den Tagzeiten und dem Abendgebete bei und zwar sehr pünktlich. Durch ihre Sammlung beim Gebete haben sie uns fortwährend erbaut. Auch sonst waren sie überall sehr anständig und höflich. In den ersten Tagen zogen wir uns natürlich bei ihrem Anblicke zurück; das that ihnen leid, sie klagten es unserer ehrwürdigen Mutter, daß wir sie als Feinde betrachten und uns vor ihnen verbergen. Man erklärte ihnen die Regel, welche von uns ein solches Benehmen mit Rücksicht auf alle Männer ohne Ausnahme fordert: doch davon wollten sie nichts hören, bis unsere Mutter endlich meinte, hier müsse die Liebe die erste Regel sein, wir sollten künftig den Soldaten nicht mehr ausweichen, um sie nicht zu betrüben. Von nun an grüßten wir sie wenigstens, was sie selbst mit aller Ehrfurcht erwiederten. Sie wußten unserer guten Mutter

ihre Dankbarkeit nicht genug zu bezeugen, und als ihr Militärgeistlicher und ihre Offiziere sie besuchten, sagten sie denselben, wie sie im Kloster der Heimsuchung so zufrieden und glücklich wären.

Noch ein Zug der göttlichen Vorsehung über uns; das göttliche Herz Jesu ist unermüdlich mit Wundern! — Die preußischen Befehlshaber kamen mehrere Mal in unser Kloster, und immer waren sie höflich und ehrfurchtsvoll. Eines Tages gingen sie wüthend in's Sacré-Cœur und machten neun der dortigen Kranken zu Gefangenen; dann, noch ganz in Wuth, kamen sie zu uns. Mit furchtbarer Stimme sagten sie zu den Windenschwestern: „Wir wollen hinein und das auf der Stelle!" Nun aber war von den Preußen der Gebrauch aller Glocken, selbst im Innern der Häuser (mit Ausnahme des Sonntags) untersagt worden, und so mußten die Gäste etwas warten. „Was ist da für ein Geheimniß dahinter?" riefen sie wüthend, „da muß ein Wachtposten hin, er würde bessere Polizei halten!" — Die arme Schwester G... wußte vor Schrecken nicht, was anfangen. Endlich kömmt unsere ehrwürdige Mutter und nimmt die „fürchterlichen Preußen" in Empfang. Bei ihrem Anblicke wurden diese sanft wie Lämmer und waren nicht mehr zu erkennen. Unsere Mutter entschuldigte sich, daß sie dieselben warten ließ, weil der Abgang einer Glocke große Langsamkeit in den Dienst an der Pforte bringe,

und hiebei hörte sie, wie die einen zu den andern sagten: „Sie hat Recht, das ist auch wahr; sie sollten im Innern doch eine Glocke haben.“ Der Besuch verlief auf die anständigste Weise von der Welt. Die Preußen waren mit unserer Pflege der Verwundeten äußerst zufrieden; sie wußten unsere Hingebung und Liebe nicht genug zu loben; und so sandten sie uns denn auch immer neue Kranke, wenn Einzelne etwa gestorben waren. In der Stadt hieß es nur, das Lazareth der Bayern sei im Kloster der Heimsuchung.

Unter den zuletzt Gekommenen befand sich ein junger Protestant. Unsere Mutter sagte zu uns: „Den wollen wir vom göttlichen Herzen Jesu erbitten;“ und da ihre Liebe von diesem Herzen alles erlangt, so waren wir des Erfolges unserer Gebete zum voraus gewiß. In der That, dieser junge Protestant wohnte bald der heiligen Messe bei wie dem übrigen Gottesdienste und meinte eines Tages: „Ich bin heute schon mehr Katholik als gestern.“ Die ehrwürdige Mutter fragte, ob dies sein Ernst sei? „Gewiß,“ versetzte er, „ich will in allem Ernst katholisch werden.“ Hierauf fand sich ein vortrefflicher Priester in der Stadt, welcher deutsch spricht; dieser unterrichtete ihn; acht Tage genügten, die Zeit drängte, und Sonntag, den 13. November, um sechs Uhr Morgens, waren wir im Kapitelsaale Zeugen seiner Abschwörung. Er wurde getauft, legte sein katholisches Glaubensbekenntniß ab, hörte

die heilige Messe und empfing seine erste Communion in Gegenwart aller seiner Kameraden, die mit ihm kommuniziren wollten. — Es war höchste Zeit. Am nämlichen Tage, um vier Uhr, kamen französische Commissäre, welche ihn und die übrigen, die gehen konnten, als Kriegsgefangene fortführten. Die Deutschen hatten Orleans nämlich verlassen müssen, und nach der furchtbaren Schlacht bei Coulmiers, den 9. November, wurde gegen die zurückgebliebenen Kranken in besagter Weise feindlich verfahren.

Nun heißt es, die „Preußen" wollen die Stadt wieder nehmen; morgen, den 23. November, soll es zur Schlacht kommen. Die Vorbereitungen sind fürchterlich, und wieder auf der Seite, wo unser Kloster liegt, soll der Zusammenstoß geschehen. Auch wir treffen unsere Vorkehrungen und sind gefaßt auf alles, — im Vertrauen auf den so glänzend bewährten Schutz des göttlichen Herzens Jesu. Möge dieses doch immer mehr gekannt, geliebt und verherrlicht werden!" — So weit die Berichte. —

Woher doch diese große Liebe, dieses Vertrauen und diese Verehrung zum göttlichen Herzen Jesu, die wir im Orden der Heimsuchung finden? — Von diesem heiligsten Herzen selbst, welches seine unaussprechlichen Schätze diesem Orden vorzugsweise eröffnet hat. Die beiden Gründer der Heimsuchung, der liebenswürdige heilige Franz von Sales und die große Heilige, Franziska von Chantal,

waren schon von der Liebe des göttlichen Herzens entzündet; das heilige Feuer pflanzte sich fort auf die Töchter, und eine aus diesen, die bereits selig gesprochene Margaretha Maria Alacoque, im Kloster zu Paray-le-Monial, war vom Herrn auserseh'n, unserer glaubensarmen und liebekalten Zeit die Andacht zu seinem göttlichen Herzen als ein besonderes Heilmittel der Gnade zu offenbaren. Ihr auch wurde die Verheißung gegeben, die wir im Obigen so treu erfüllt sehen: „Selbst die Häuser werde ich segnen und beschützen, in denen das Bild meines heiligsten Herzens ausgesetzt und verehrt wird".

Weihnachtsfrieden.

„Und Friede den Menschen auf Erden,
die eines guten Willens sind."
Luk. 2, 14.

Weihnachten ist ein liebliches Fest, nicht blos für die Kinder, die sich lange zuvor auf den lichtervollen Christbaum freuen, auf das süße Backwerk, die goldenen Aepfel, die versilberten Nüsse und das allerliebste Spielzeug mit Roß und Reiter, — das Weihnachtsfest ist lieblich auch für die Erwachsenen. Es ist eben ein rührendes Familienfest und zugleich häuslicher Gottesdienst, bei dem Jedermann fühlt, daß Gott der Vater daran

sein Wohlgefallen haben muß, — Er, der uns alle liebt, wie seine Kinder, für welche sein eingeborner Sohn selber zu Bethlehem als ein Kind in der Krippe lag. —

Aber mit Wehmuth sahen diesmal die Soldaten im Felde, in den Garnisonen und Spitälern, daß Weihnachten immer näher und näher kam. Bewegten Herzens dachten gar viele an Frau und Kinder daheim. Sie wußten wohl, daß ohne den Vater die Weihnachtsfreude zu Hause dies Jahr nicht vollkommen sein könne; daß vielleicht in der heiligen Nacht mehr denn sonst die Thränen fließen über die Wangen eines treuen Weibes, das des fernen Mannes gedenkt, und einer guten Mutter, die nicht weiß, woher sie die Christbescheerung beschaffen soll. Wir sahen wackere Landwehrmänner, welche sich die Kreuzer am Munde absparten, um im Stande zu sein, in einer Schachtel doch einige Christgeschenke nach Hause zu schicken. Andere Väter erhielten von den eigenen Kindern die Christbescheerung; was das Kindlein in der Krippe durch die Mutter ihnen geschenkt hatte, das wollten sie theilen mit dem Vater, dem es draußen in der kalten Weihnachtszeit hart genug ging. Es ist nun einmal ein unverwüstlicher Zug der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich zu Weihnachten oft in der rührendsten Art.

Auch die französischen Gefangenen wurden fast herzlich, jedenfalls wehmüthig, wenn sie an das liebe Fest in

der Heimath dachten. Der Christbaum prangt in Frankreich mit besonderem Reichthum der Lichter und der Festgeschenke. Aber noch eine andere Sitte besteht dort, an welcher der Franzose mit aller Zähigkeit festhält, nämlich der „Réveillon", d. i. eine muntere Schmauserei bis zum Gottesdienste um Mitternacht. An mehr denn Einem Orte war den französischen Kriegsgefangenen Beides vergönnt: den Christbaum zu haben und den Réveillon zu feiern, und so der Sitte der Heimath auch in Deutschland getreu zu bleiben.

In Bayern gibt es aus alter Zeit her auch einen „Réveillon", — leider blieb von ihm nur mehr ein Zerrbild übrig, weil ein böser, moderner Geist auch in diesen gefahren ist. Früher blieb vor Mitternacht die Familie in traulicher Unterhaltung beisammen: der Christbaum verbreitete Licht und Freude. Der Gedanke, daß der Baum des ersten Adam, der Paradiesesbaum mit der bösen Frucht, einem andern Baume nun weichen müsse, dem Baume des zweiten Adam, der bald auf Calvaria's Höhe die Frucht der Welterlösung tragen sollte: — er brachte Sinn und Verständniß in das fröhliche Fest der Familie. Wenn dann die Glocken feierlich durch die erwartungsvolle Nacht „der Heiland ist geboren" ausriefen, so ging man fromm gesammelt zur Kirche und Jedermann wollte drei heilige Messen hören. Das war wirklich eine frohe und auch eine heilige Nacht! — Ach, warum

gibt es jetzt in der Christnacht oft so wüste Gelage vor zwölf Uhr? — Warum rufen dann die Glocken viele umsonst zum Gottesdienste? Warum zecht und schreit, spielt und tobt man auch nach Mitternacht fort? — Das ist die Welt, für welche die Engel umsonst gesungen haben: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind," und heute noch gilt das Wort des heiligen Johannes vom menschgewordenen Gott: „Er war in der Welt, ... aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf." Joh. 1, 10—11.

Erzählen wir, wie zu Bonn am Rhein deutsche Soldaten die Weihnacht feierten. Ein Bericht von Augenzeugen liegt uns hiebei vor Augen.

Wir bitten den freundlichen Leser, daß er uns nach dem Knabengarten folge, welcher im September zum Militärlazarethe geworden. Beim Wort „Knabengarten" denkt mancher vielleicht an die Fröbel'schen Kindergärten. Nicht richtig! Der Knabengarten ist ein den Bonnern und namentlich der akademischen Studentenwelt wohl bekannter Vergnügungsort, der durch seinen Namen an die längst entschwundenen Tage churfürstlicher Herrlichkeit erinnert, als auf diesem Platze noch eine Villa stand für die Pagen des Hofes. Jetzt erhebt sich in dem Garten außer einer Restauration, welche der Pfälzer Burschenschaft zum Versammlungslokale dient, ein ziemlich ge-

räumiges Gebäude aus Holz, — das Sommertheater. — Die innere Einrichtung dieses Theaters ist entsprechend. Zu ebener Erde nimmt den weitaus größten Theil der Raum für die Zuschauer ein. Daran schließt sich die höher gelegene Bühne, welche ihren malerischen Hintergrund und andere Decorationen auch bei dieser neuen Lazarethbestimmung treulich bewahrt hatte und so jedem denkenden Beschauer den auffallenden Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt lebhaft vergegenwärtigte. Die freundlichen Bilder, welche das Gebäude darbot, wirkten nur erheiternd auf die Stimmung der Kranken, zumal da es auch an guter Beleuchtung bei einer Menge Fenster keineswegs fehlte. — Das Theaterlazareth ist von einem Garten, wie mit einem Kranze, freundlich umgeben; die Luft weht da um so frischer und gesünder, da der Knabengarten in genügender Entfernung von der Stadt liegt. — Um so viele Kranke als möglich aufnehmen zu können, benützte man zur Aufstellung der Betten jeden nur etwa geeigneten Raum; sogar jene Bretter, welche sonst die „Welt" bedeuten und bisher nur an den leichten Schritt scherzender Schauspieler gewöhnt waren, seufzten jetzt unter der Last der Schmerzenslager unserer verwundeten Krieger. Im Ganzen zählte das Lokal gegen sechzig Betten.

Im Knabengarten waltete der gute Geist dreier Damen aus der Stadt; ihr Name ist eingeschrieben im

Buche des Lebens. Dieselben hatten diesen Ort ausersehen zum ruhmvollen Schauplatze ihrer Aufopferung. Da in einem Lazareth die Küche gleichsam das Herz ist, wo frisches Leben pulsirt, so verwandten jene Damen eben hierauf alle Sorgfalt und eine nie ermüdende Thätigkeit; reichlich versorgten sie die Kranken mit all' jenen tausend Erquickungen, die nur von Frauen auszudenken und zu bereiten sind. In regem Wetteifer schafften sie alle möglichen Lazarethbedürfnisse herbei sowohl aus öffentlichen, als aus Privatquellen, und verstanden sich namentlich gut darauf, vornehme Besucher des Lazarethes zu großmüthigen Spenden für die Verpflegung der tapfern Krieger zu veranlassen.

Reden wir nun von dem Weihnachtsfeste, bei dem sich die große Opferwilligkeit der Bonner überhaupt und vor allem der drei genannten Damen so glänzend hervorthat.

Schon lange hatte man sich im Knabengarten auf Weihnachten gefreut. Am Vorabende der heiligen Nacht begaben sich von den Katholiken alle diejenigen, welche gehen konnten, in die Stadt zur Beichte und feierten den Weihnachtsmorgen durch den Empfang der heiligen Communion; die Uebrigen empfingen während der Octav die heiligen Sakramente, so daß die ganze Feier von wahrhaft katholischem Geiste getragen war. Am Weihnachtsmorgen wurde die Theaterbühne zum Festmahle hergerichtet

und diente für diesen ganzen Tag zum romantischen Speisesaal. Nach dem Mittagsmahle wurde der Vorhang heruntergelassen, und hinter diesem Schleier des Geheimnisses bereiteten die edlen Wohlthäterinen die Freude der Ueberraschung. Für jeden Soldaten wurden die Geschenke auf einem Teller zurechtgelegt: Backwerk, Aepfel, Nüsse, Cigarren, Tabak, eine Cigarrenspitze, ein Messer; dazu kamen ein Flanellhemd, ein Shawl, ein prächtiges Taschentuch, das den Einzug der Deutschen in Paris darstellte und die gelungene Photographie des Königs. Der Werth der Geschenke belief sich für jeden Soldaten auf sechs Thaler. — In der Mitte der Tische wurde ein großer Christbaum aufgepflanzt, mit Lichtern, Festgaben und allerlei goldenem Schmuck reichlichst verziert. Im Schatten des hochragenden Baumes stand die niedliche Krippe. Ueber derselben schwebten die Engel mit dem „Gloria in excelsis;“ unter ihr deutete ein Transparent auf die Bedeutung des Tages mit den Worten: „Verbum caro factum est.“ Rings um den Christbaum lagen die Gewinnste für die großartige Lotterie. Jeder Soldat konnte drei Loose ziehen. Man sieht, die Veranstalter des fröhlichen Festes hatten nichts gespart, und ohne Scheu durften sie zu der schönen Feier die hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt Bonn einladen. — Die hohen Gäste waren versammelt, und der herrliche Baum erstrahlte prachtvoll im Glanze seiner zahlreichen Licht-

flammen, — da hebt sich langsam und feierlich der Vorhang. — Gewiß ist es nicht leicht, jungen Männern und bärtigen Kriegern eine wahre Ueberraschung zu bereiten; doch hier sah man, wie die christliche Charitas es verstanden, selbst Soldaten lebhaft in die frohen Tage der Kindheit zurückzuversetzen. Bis tief in's innerste Herz freute sich Alles, und manches Auge mag wohl ergriffen von der hier sichtbaren christlichen Liebe mit tieferm Verständnisse als sonst auf der Krippe geruht und den Sinn der erhabenen Worte gekostet haben, welche hell vom Transparente her in die allgemeine Freude hineinleuchteten. Gerührt stiegen die Soldaten auf die Bühne, um die reichen Geschenke in Empfang zu nehmen. Denen aber, welche an ihr Bett gefesselt waren, wurden die Gaben von vornehmen Herren und Damen freundlichst an's Lager gebracht; von diesem sollte jeglicher Schmerz, so schien es, heute verbannt sein und die Freude herrschen überall. — Nach der Verloosung sprach einer der beglückten Soldaten im Namen seiner Kameraden den Aerzten, den Wohlthätern und den Pflegebrüdern den gemeinsamen Dank in herzlicher Ansprache aus. Selbst noch in der Bonner-Zeitung stand am folgenden Tage ein Ausdruck ihrer Erkenntlichkeit.

Gleichsam eine Nachfeier von Weihnachten gewährte am Feste der heiligen drei Könige die Bescheerung des „Bohnenkönigs", wobei ein schöner Zug edler Kamerad-

schaft vorkam. Gerade an diesem Festtage nämlich wurde einem Hannoveraner eine Kugel aus dem Fuße gezogen. Der gewaltsame Eindringling hatte diese Behausung bereits fünf Monate bewohnt und sich schlau allen Nachforschungen der Aerzte entzogen, und jetzt, da der unheimliche Gast ausgetrieben war, weinte der kreuzbrave Bursche die hellsten Freudenthränen: — da tritt Seine Majestät, der „Bohnenkönig", zu ihm und überreicht ihm huldvoll das prächtige Cigarrenetui, das er selbst so eben gewonnen hatte.

„Friede den Menschen auf Erden, die eines so guten Willens sind!"

Erscheinung in Pontmain.

„Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen."
Offenb. 12, 1.

Ist es bisweilen nicht, als ob Maria, die Mutter Gottes, Frankreich eine besondere Zärtlichkeit zuwende? Vielleicht ist Frankreich das unglücklichste, gottentfremdetste der christlichen Länder, und dann ist es begreiflich, daß die „Mutter der Barmherzigkeit" sich dahin wendet, wo

die Noth am größten ist; oder dürfen wir sagen, daß wenigstens eine große Zahl der Gläubigen in Frankreich die Zärtlichkeit Mariens am besten versteht und durch Gegenliebe vergilt? — Gewiß ist, daß Frankreich seit den Tagen Ludwigs XIII. die göttliche Mutter feierlich zu seiner Patronin erwählt hat, und seither besteht zwischen dem französischen Volke und der Königin des Himmels gleichsam ein gegenseitiger Vertrag der Verehrung und des Schutzes. Maria hat oft bewiesen, daß sie ihrerseits die Bestimmungen jenes Vertrages zu halten gesonnen ist, und Frankreich erwiedert den Schutz Mariens durch eine Verehrung, welche täglich an Umfang und Tiefe zu gewinnen scheint.

In unserm neunzehnten Jahrhunderte ist dieses gegenseitige Verhältniß besonders bemerkenswerth. Seit dem Jahre 1830 begegnen wir wiederholten Erscheinungen der Mutter Gottes in Frankreich. Damals, im berühmten Revolutionsjahre, richtete ein aufrührerischer, gottloser Geist in den Seelen große Verheerungen an; darauf kam die Cholera und bedrohte die körperliche Wohlfahrt der Menschen. Nun erscheint Maria zu Paris; sie verlangt, daß zu Ehren ihrer Unbefleckten Empfängniß eine Medaille geprägt werde und verspricht, in besonderer Weise diejenigen zu beschützen, welche diese Medaille tragen würden. Diese Erscheinung der Mutter Gottes im Jahre 1830, die einer barmherzigen Schwester zu Theil

wurde, trägt den Stempel wohlwollenden Mitleidens; wir sehen da eine Mutter, welche ihren leidenden Kindern ein Heilmittel bietet, und wer erzählt die wunderbaren Bekehrungen und Heilungen, welche durch diese nun allgemein verbreitete Medaille schon bewirkt worden sind, um die Verheißungen Mariens auf's glänzendste zu rechtfertigen? —

Dann kam die Erscheinung zu Salette, im Jahre 1846, mit einem viel ernstern Charakter. Hier sehen wir eine trostlose Mutter ihre Thränen weinen; sie fordert ihre Kinder auf, sich zu bekehren, wofern sie den drohenden Strafen Gottes entgehen wollen.

Im Jahre 1858 folgte die Erscheinung der Mutter Gottes zu Lourdes. Auch diese ist voll Schmerzen, obgleich einige Strahlen der Hoffnung aus der dunklen Wolke hervordringen. Bernadette hört die allerseligste Jungfrau ausrufen: „Buße! Buße! Buße!"

Bei der Erscheinung zu Pontmain, die wir nun erzählen werden, tritt das Vertrauen auf das Gebet in den Vordergrund. Das wunderbare Gesicht enthält einen großen Trost: „Betet, ihr lieben Kinder, betet, Gott wird euch in kurzer Zeit erhören. Mein Sohn wird sich erbarmen." Aber noch bietet Frankreich Ursache zur Trauer, darum trägt die allerseligste Jungfrau einen schwarzen Schleier.

So hat sich, wir möchten sagen, nach allen vier Weltgegenden die mütterliche Barmherzigkeit Mariens

über Frankreich geoffenbart. Zuerst erscheint dieselbe im Norden, zu Paris; dann im Osten, in der Diözese von Grenoble; dann im Süden, zu Lourdes, im Departement der Ostpyrenäen; endlich im Westen, zu Pontmain, an der Grenze der so religiös gesinnten Provinzen der Bretagne und des Maine. — Indem wir diese letztere Erscheinung der Mutter Gottes, welche in das abgelaufene Kriegsjahr fällt, erzählen, geben wir in möglichster Einfachheit den thatsächlichen Verlauf des wunderbaren Ereignisses nach verschiedenen authentischen Quellen, welche uns vorliegen.

Pontmain ist eine kleine Pfarrei von blos 500 Seelen in der Diözese Laval; das kleine Dorf enthält etwa dreißig Häuser, die alle in der Nähe der Kirche liegen. Pontmain hat seine alte Geschichte; noch sieht man daselbst die Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses; einzelne Ueberbleibsel in der kleinen Pfarrei scheinen ihrem Baumaterial und ihrer Construction nach bis in die Zeit der Römer hinaufzureichen. Pontmain liegt sehr schön; die Gegend ist voller Abwechslung und einem großen Baumgarten nicht unähnlich. Ganz nahe an dem Dorfe fließt ein Bach vorüber und belebt durch das Rauschen seiner frischen Wellen eine lange Reihe von Wiesen.

Hier, zu Pontmain, fand den 17. Januar 1871 die Erscheinung der Mutter Gottes statt. Es waren gerade fünf Tage nach den heftigen Kämpfen bei Le Mans, welche für unsere deutschen Waffen so siegreich

endeten; bei der Bevölkerung dieser Gegend aber waren Trauer und Entmuthigung auf's Höchste gestiegen; die Straßen wurden abgeschnitten; die Brücken gesprengt; die französische Armee zog sich rückwärts fast in ungeordneter Flucht; hundert Tausende deutscher Soldaten rückten vor, auf Angers und Laval zu.

Einige sechszig Schritte von der Kirche zu Pontmain ab, mitten im Dorfe, liegt das Haus der Familie Barbedette. Diese Familie besteht aus dem Vater, der Mutter, dem ältesten Sohne, der nun 25 Jahre zählte, aus einem zweiten Sohne, Eugen, von 12 Jahren und aus einem dritten Sohne, Joseph, 10 Jahre alt. Diese zwei jüngern Brüder besuchen die Schule; in den Zwischenstunden sind sie mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Beide sind sehr fromm; seit dem Ausbruche des Krieges verrichteten sie täglich den heiligen Kreuzweg und beteten den Rosenkranz, damit der älteste Bruder, der bei der Mobilgarde war, gut durchkomme und zugleich, um von Gott ein baldiges Ende des fürchterlichen Krieges zu erflehen. Von Eugen wird berichtet, er diene jeden Morgen dem Pfarrer bei der heiligen Messe, und da sehe man ihn schon eine halbe Stunde zuvor in die Kirche kommen, wo er in aller Stille sich durch die Kreuzwegandacht zum Dienste des Altars vorbereite.

Am Tage der Erscheinung, es war ein Dinstag, nach der Abendschule, so gegen halb sechs Uhr, traten

die beiden Brüder, Eugen und Joseph, mit ihrem Vater in die Scheune neben dem Hause, um für das Vieh das Futter zu bereiten. Während sie an dieser Arbeit waren, trat eine Frau aus dem Dorfe in die Scheune, um mit dem Vater Barbedette etwas zu besprechen. Die Arbeit wurde für einen Augenblick unterbrochen, und Eugen, diese Muße benutzend, ging unter das offene Thor der Scheune und sah nach dem Wetter. Die Luft war sehr rein, und viel tausend Sterne glänzten am Himmel.

Plötzlich wird der Blick des Knaben durch eine auffallende Erscheinung gefesselt, die sich gerade oberhalb dem gegenüberliegenden Hause ihm darbietet. Eine hohe Frau von großer, schlanker Gestalt erschien vor ihm in der Luft, fünf bis sechs Meter über dem Hause. Dieselbe schaute auf das Kind hernieder und schien zu lächeln; sie trug ein blaues Kleid, mit goldenen Sternen besäet; die ganze Erscheinung war von unvergleichlicher Schönheit. Auf dem Haupte trug sie eine Krone, welche in der Mitte von einem rothen Faden umgeben war; ein schwarzer Schleier fiel über den Nacken und die halbe Gestalt herab; die Arme waren gesenkt und die Hände offen; die Aermel des Kleides weit und herabfallend. Die hohe Frau trug blaue Schuhe, auf denen goldene Schnallen zu sehen waren.

Der Knabe betrachtete diese Erscheinung, während die eingetretene Frau mit dem Vater sprach. Als die-

selbe herauskam, sagte Eugen lebhaft zu ihr: „Jeanette, sieh doch die Frau dort über dem Hause der Guidecog!“ Die Frau blickte auf und erwiederte: „Mein guter Eugen, ich sehe ja nichts.“ — Der Vater, welcher die Worte des Knaben gehört hatte, tritt unter das Thor, und auch er sieht nichts. Allein Joseph, der zweite Knabe, bemerkt hastig: „Ich wohl, ich sehe eine schöne Frau.“ — „Wie ist sie gekleidet?“ — „Sie trägt ein blaues Gewand mit goldenen Sternen und ebenso blaue Schuhe mit goldenen Schnallen. Auf dem Haupte hat sie einen schwarzen Schleier und über dem Schleier eine goldene Krone mit einem kleinen rothen Faden.“

Da der Vater nichts sehen konnte, so geht er mit den beiden Knaben wieder in die Scheune zurück und setzt seine Arbeit fort. Indeß liegt ihm die auffallende Erscheinung doch im Kopfe, und bald sagt er zu Eugen, er möge einmal sehen, ob dieselbe fortdauere. — „Ja, Papa, es ist alles gerade noch so.“ — „So hole doch die Mutter.“ — Der Knabe eilt in die Küche, die nur einige Schritte entfernt liegt, und bittet seine Mutter, sie möchte herüberkommen. Die Mutter kömmt; da ruft Joseph in die Hände klatschend: „Ach, wie schön, Mama! ach, wie schön!“ —

Die Mutter, der Vater schauen und bemerken nichts. Aber sie kennen ihre Kinder, sie wissen, daß dieselben nicht fähig sind, so auf einer Lüge zu bestehen. Angst-

volle Bekümmerniß erfüllt ihr Herz; was unsere Kinder sehen, sagen sie zu einander, ist zweifelsohne ein Zeichen vom Tode August's (des ältesten Sohnes). Traurigen Herzens heißt die Mutter ihre beiden Knaben sich niederknieen, und alle beten miteinander fünf Vaterunser und fünf Gegrüßt seist du Maria.

Hierauf sagten die Kinder, die herrliche Frau sei so groß, wie Schwester Vitaline; so heißt die größte der drei dortigen Schulschwestern. Das Haus dieser Schwestern liegt ganz in der Nähe. „Nun, so gehe ich die Schwester Vitaline holen," sagte die Mutter, „wenn ihr etwas sehet, so werden die Schwestern es gewiß auch sehen." Schwester Vitaline wurde also gerufen; vor der Scheune angekommen, schaute sie empor und sah nichts. „Schwester," sagte Eugen, „sehen Sie nicht jene drei Sterne dort am Himmel?" und er zeigte auf drei Sterne, die nahe an einander gerade über dem Hause am Himmel zu sehen waren. „Freilich sehe ich diese drei Sterne," erwiederte die Schwester. „Nun gut, der Kopf der schönen Frau ist in der Mitte." — „Ich sehe keine Frau."

Die Schwester kehrte heim, und die Mutter der Knaben ging mit ihr. Beim Eintritt in die Küche sah Schwester Vitaline an dem Feuer ihre drei kleinen Zöglinge, Johanna Maria Lebossé, 9 Jahre alt; Franziska Richer, 11 Jahre alt, und noch eine dritte. „Ihr lieben Kleinen," sagte die Schwester zu ihnen, „geht einmal mit

Victoria, sie will euch etwas zeigen." Victoria hieß die Mutter von Eugen und Joseph.

Sobald die Kinder an dem Thore der Scheune angekommen waren, riefen Johanna Maria und Franziska sofort: „O die schöne, herrliche Frau! Sie hat ein blaues Kleid . . . goldene Sterne auf dem Kleide . . . eine Krone . . . einen schwarzen Schleier . . . die Arme ausgespannt . . . blaue Schuhe . . . goldene Schnallen." Also genau, wie die beiden Knaben gesagt hatten.

Auch Schwester Maria Eduard begab sich an Ort und Stelle; allein sie hatte gut sehen, sie bemerkte nichts. Da fiel ihr ein, andere, noch jüngere Kinder zu holen. Eilig ruft sie eine Familie, die nicht weit weg wohnt; dann geht sie in den Pfarrhof und bittet den Herrn Pfarrer, gefälligst vor das Haus des Barbedette zu kommen, wo die „allerseligste Jungfrau" erscheine: so sagte sie. Zugleich mit dem Herrn Pfarrer kömmt auf dem Platze die Frau Friteau an, die ihren Enkel, sechs und ein halbes Jahr alt, auf den Armen trug; sie hatte ihn aus dem Bette genommen und hielt ihn in ihr großes Schultertuch eingewickelt. Dieses Kind sah die Erscheinung und gab von ihr, natürlich in seiner Sprachweise, dieselbe Beschreibung, welche die beiden Knaben Barbedette und die zwei kleinen Zöglinge der Schwestern gegeben hatten.

Die Erscheinung dauerte bereits eine Stunde. Der Ruf hievon verbreitete sich im Dorfe, und bald sammel-

ten sich viele Leute an. Die Frau eines Holzschuhmachers, welche in dem Hause wohnt, über dem das Wunder gesehen wurde, trug auf ihren Armen ihre kleine Augustine herbei, die zwei Jahre und einen Monat alt war. Dieses Kind schaute mit sichtbarer Aufregung in die Luft, erhob seine kleinen Händchen und schien auf etwas hinzuweisen mit dem Ausrufe: Jesus! Jesus! Das war das ganze Gebetchen, welches das Kind von seiner Mutter gelernt hatte.

Auf einmal bemerkten die Kinder, daß die Gestalt der herrlichen Frau von einem glänzendblauen Kreise, der anderthalb Fuß abstand, umgeben wurde. Und gleich darauf konnten sie auf dem Herzen der Frau ein kleines rothes Kreuz unterscheiden. Weil die Abendkälte ziemlich scharf wurde, trug man das kleinste der sehenden Kinder, das etwas kränklich war, nach Hause. Als die übrigen Kinder, welche auf dem Platze blieben, versicherten, daß sie die Erscheinung immer noch sähen, begann ein lebhaftes Gefühl der Andacht und der Verehrung die versammelte Volksmenge zu ergreifen. Alle fühlten sich zum Gebete angetrieben, und sofort wurde der Rosenkranz angefangen und fromm abgebetet, nach der Meinung jener wunderherrlichen Frau, welche, so schlossen die Leute, die allerseligste Jungfrau sein müsse und auf diese Weise ihr Verlangen offenbare. Während das andächtige Volk den Rosenkranz betete, nahm die wunderbare Frau immer mehr an Größe und Schönheit zu. Funkelnde kleine

Sternchen erschienen wie ausgesäet über ihre ganze Gestalt — „wimmelnd wie Ameisen," sagten die Kinder, „auf einem Ameisenhaufen."

Als die Gestalt allmälig höher stieg, sah man, wie die Sternchen sich in regelmäßige Gruppen zusammenordneten und nun zu ihren Füßen erglänzten. Nach Beendigung des Rosenkranzes sangen alle das Magnificat. Bei dem ersten Verse sah man zu den Füßen der Jungfrau ein leuchtendes M sich bilden und dann nach und nach das ganze Wort Mais (aber). Dieses Wort allein, ohne weitern Zusatz, blieb volle zehn Minuten sichtbar. Hierauf folgten die Buchstaben der Mahnung: Priez, mes enfants (betet, meine Kinder, betet), und diese Worte erschienen nach einander ohne Unterbrechung. Als das Magnificat zu Ende gesungen war, lasen die Kinder laut folgenden Satz, der mit großen goldenen Druckbuchstaben geschrieben war: „Aber, betet, meine Kinder, betet." Jeder Buchstabe schien ungefähr die Höhe von vier Zoll zu haben.

Nach dem Magnificat sang das versammelte Volk die Litanei der allerseligsten Jungfrau. Während dessen bemerkten die Kinder, mit dem vorhergehenden auf derselben Linie, folgende Worte: Dieu vous exaucera en peu de temps (Gott wird euch in kurzer Zeit erhören). Auf die Litanei folgte das Inviolata und das Salve Regina. Hiebei sahen die Kinder nach dem Worte

temps einen großen Schlußpunkt, den sie als der Sonne ähnlich beschrieben, und dann lasen sie in einer folgenden Zeile, immer mit großen Buchstaben: Mon fils se laisse toucher (mein Sohn wird sich euer erbarmen).

Während obige Worte mit goldenen Buchstaben gebildet wurden, wiederholten die Kinder mit lauter Stimme jeden einzelnen Buchstaben, wie er erschien, und alle Versuche der Umstehenden, die Kinder zu verwirren und durcheinanderzubringen, blieben erfolglos. Indessen blickte die wunderbare Frau stets mit huldvollem Lächeln auf die Kinder herab, welche voll freudigen Jubels in ihre Händchen klatschen und immer und immer wieder in ihrer Sprache ausriefen: V'là, où elle sourit (Schau, wie sie lächelt)! Sobald aber die Menge zu beten aufgehört hatte und nun ohne weiteres unter einander zu sprechen anfing, nahm der Blick der Erscheinung den Ausdruck des Kummers an.

Nun wurde das Lied angestimmt, Mère de l'espérance (O Mutter der Hoffnung). Bisher hatte die herrliche Frau ihre Hände abwärts ausgestreckt, wie auf den Darstellungen der Unbefleckten Empfängniß; aber während dieses Liedes hob sie die Arme zu ihren Schultern empor und bewegte ihre Finger, indem sie zugleich ihren Kindern zulächelte. Dann folgte ein anderes Lied: Mon doux Jésus, enfin voici le temps; bei demselben erschien auf den Händen Mariä ein scharlachrothes Christus-

bild, etwa zwei Fuß hoch. Ueber diesem Bilde sahen die Kinder eine weiße Schriftrolle, worauf mit karmoisinfarbenen Buchstaben geschrieben war „Jesus Christus". Die Mutter Gottes hatte einen schmerzlichen Blick und schien sich im Gebet mit dem Volke zu vereinigen. Nach diesem Liede sang man das Ave maris stella, und nun verschwand Christus, dafür sahen die Kinder auf jeder Schulter der allerseligsten Jungfrau ein weißes Kreuzchen. Zugleich wurde ein Stern bemerkt, welcher unter den Füßen Mariä hervorzukommen schien; derselbe schwebte zuerst rings um die ganze Gestalt herum und zündete dann oben und unten vier Fackeln an, die sich in dem azurblauen Kreise befanden, welcher die Gestalt Mariens umgab. Am Ende ließ sich der Stern auf der Krone der allerseligsten Jungfrau nieder. — Die Erscheinung hatte mehr als dritthalb Stunden gedauert. Nun kam es den Kindern vor, als ob die wunderbare Frau ihre ganze Person mit einem weißen Gewand bis zu dem Kopfe verhülle. Bald konnten sie nur mehr ihr Haupt sehen; nach einer kurzen Pause konnten sie nur mehr die Krone allein unterscheiden, und am Ende verschwand die ganze Vision vollständig.

Das ist die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau zu Pontmain, den 17. Januar 1871. Die Einzelnheiten unserer Erzählung beruhen auf dem Verhöre, welchem die Kinder sowohl einzeln als gemeinschaftlich auf die

verschiedenste Weise unterworfen wurden, und wobei sie stets einstimmig dieselben Aussagen wiederholten; ferner auf einem Berichte über die Erscheinung, den das bischöfliche Ordinariat nach vorgenommener Untersuchung in der Zeitschrift „Semaine Religieuse“ veröffentlicht hat. Die Sache gewinnt stets neue Bestätigung; ganze Processionen von Wallfahrern ziehen betend nach Pontmain, und bereits ist an der Stelle der Bau einer Votivkirche in Angriff genommen. Uebrigens geben wir selbstverständlich die ganze Erzählung in vollkommener Unterwerfung unter das Urtheil der Kirche, dem wir hier auf keine Weise vorgreifen wollen.

Der Virtuos.

„So will ich preisen den Namen Gottes mit Gesang, und ihn verherrlichen mit Lob.“ Ps. 68, 31.

Im Januar 1871 wurden die Freunde der Kunst durch folgende Nachricht schmerzlich überrascht: „Freitag, den 20. d. M. entschlief zu Spandau, wiederholt gestärkt durch die heiligen Sterbsakramente der Seelsorgsgeistliche der französischen Kriegsgefangenen, Pater Augustin Hermann Cohen, vom Orden der unbeschuhten Karmeliter, als ein Opfer seines Berufes.“ So meldete die Pfarrgeistlichkeit von Spandau.

Ein Virtuos auf dem Piano, ein Virtuos der Beredtsamkeit und ein Virtuos heiligen Eifers war dahingeschieden. Ein Bild seines merkwürdigen Lebens, voll Unruhe und auch voll Frieden, dürfte in diesem Büchlein eine passende Stelle finden.

Hermann Cohen war der Sohn eines reichen jüdischen Bankiers zu Hamburg und daselbst am 10. November 1821 geboren. Gott hatte ihn mit Talenten reich ausgestattet; besonders in der Musik machte er trotz seiner schwächlichen Gesundheit so reißende Fortschritte, daß er schon mit 12 Jahren sein erstes öffentliches Concert auf dem Piano geben durfte. Bald darauf kam sein Vater durch wiederholte Unglücksfälle in seinem Vermögen herab, und die Mutter entschloß sich, mit ihrem Sohne nach Paris zu gehen. Bei Gelegenheit dieser Reise trat Cohen zum erstenmal in Deutschland auf, zu Frankfurt am Main, wo sein Musiktalent einen glänzenden Triumph feierte. Im Juli 1834 zu Paris angelangt, gewann er bald die Zuneigung des schon damals berühmten Liszt, und unter dessen Leitung bildete er sich in kurzer Zeit zum Liebling der Pariser Salons heran. Auch mit der Schriftstellerin George Sand kam er in Verbindung, und beim Lesen ihrer glaubenslosen, unsittlichen Romane „erhoben sich die Nattern böser Begierden über seinem Haupte", wie er selbst schreibt, „und keine Hand war da, den Jüngling gegen ihre giftigen Bisse

zu vertheidigen.“ Bald machte er Kunstreisen durch England, die Schweiz, Italien, Deutschland, und verdiente ungeheure Summen; aber, weil ohne religiösen und sittlichen Halt, gehorchte er zu gleicher Zeit rücksichtslos den wildesten Leidenschaften, so daß seine Familie darob fast in Verzweiflung gerieth. Die Kunst ist ein gefährliches Talent und macht nur wenige glücklich; auch Cohen fühlte sich, trotz aller Genüsse der Welt und trotz aller Triumphe, die er feierte, in seinem Innern unbefriedigt. Er war nicht glücklich, aber er sollte es werden; er lag in den Banden des Unglaubens und der Sünde, aber er sollte zur katholischen Wahrheit und zu großer Gnade gelangen. So fügte es die Huld und die barmherzige Liebe Gottes. Dem P. Alphons Ratisbonne, einem andern Israeliten, der wunderbar zum christlichen Glauben geführt worden, schreibt Cohen also:

„Nachdem ich ganz Deutschland durchzogen und das Geld, das ich gewonnen, ebenso schnell wieder verschwendet hatte, kehrte ich nach Paris zurück und nahm bald wieder eine glänzende Stellung ein. Alles gelang mir mit einem unglaublichen Erfolge, und ich wurde der Günstling und das Schooßkind des Publikums. Was das Glück Reizendes, was die Welt Verführerisches hat, bemächtigte sich meiner Seele, und so lebte ich denn ganz in den Tag hinein. Indeß wie viel Schönes und Beneidenswerthes eine solche Lebensweise in den Augen der Menschen

hatte, mich befriedigte sie nicht. Ich fühlte eine beständige Unruhe .... An einem Freitage im Monat Mai des Jahres 1847 ließ mich der Fürst von der Moskowa (Ney) bitten, für ihn die Leitung eines Chors von Dilettanten in der Kirche St. Valère zu übernehmen. Im Augenblick, als der Segen gegeben wurde, fühlte ich zum ersten Male eine sehr lebhafte, aber unbeschreibliche Aufregung in meiner Seele. Am darauffolgenden Freitag hatte ich dieselbe Empfindung, jedoch viel stärker, und ich fühlte mich wie von einer bedeutenden Last, die auf meinen ganzen Leib drückte, genöthigt, mich wider meinen Willen zur Erde zu beugen."

Bis dahin hatte Cohen einen wahren Abscheu vor katholischen Priestern gehabt; jetzt fühlte er sich gedrungen, seine Abneigung zu überwinden und seinen ganzen Zustand einem Priester zu eröffnen. Er wandte sich an den Abbé Legrand, Promotor der Erzdiözese von Paris, und dieser gab ihm ein Lesebuch über die christliche Religion. Cohen las und faßte den Gedanken, einmal der katholischen Messe beizuwohnen. Er that dies wirklich am 8. August 1847 zu Ems, wohin er eines Concertes wegen gereist war. Hier ergriff ihn die Macht der Gnade und erfüllte sein Herz mit übernatürlicher Reue. Cohen berichtet an P. Ratisbonne:

„Ich begab mich zur Messe, da fesselten wie immer die Ceremonien meine Aufmerksamkeit; aber nach und

nach fingen die Gebete des heiligen Opfers, die Gesänge, die zwar unsichtbare, aber doch von mir gefühlte Gegenwart einer übermenschlichen Macht an, mich in eine Aufregung, Verwirrung, in eine heilige Furcht zu versetzen; mit einem Wort, es gefiel der göttlichen Gnade, sich mit aller Gewalt über mich zu ergießen. Bei der Erhebung der heiligen Hostie fühlte ich mit einem Male meine Augen in eine Fluth von Thränen ausbrechen, die in wohlthuender Fülle unaufhörlich über meine Wangen herabströmten . . . . Ohne Zweifel fühlte ich, was der heilige Augustin fühlen mußte im Garten von Cassiacum, im Augenblicke, als er jenes denkwürdige „tolle! lege!“ vernahm; was Sie, mein theurer Pater, fühlen mußten in der Kirche zu Rom am 20. Januar 1842, da die Allerseligste sich herabließ, Ihnen zu erscheinen.

„Ich erinnere mich, in meinen Kinderjahren geweint zu haben, aber nie, nie wurden mir solche Thränen bekannt. Während sie strömten, fühlte ich die schneidendsten Gewissensbisse über mein ganzes vergangenes Leben, und plötzlich und von selbst, wie durch einen Schauer, fing ich an, innerlich und mit aller Geschwindigkeit Gott eine allgemeine Beichte abzulegen über all' die ungeheuren Fehltritte, die ich seit meiner Jugend gethan; ich sah sie aufgeschlagen vor mir zu Tausenden, abscheulich, wie sie einander drängten und den ganzen Zorn des ewigen Richters verdienten. Allein bald folgte hierauf auch eine

von mir bisher niemals empfundene Beruhigung der Seele, daß der barmherzige Gott mir verzeihen, daß er seinen Blick abwenden werde von meinen Vergehen, daß er Mitleid haben werde mit meiner aufrichtigen Zerknirschung, mit meinem bittern Schmerze, mit meiner heftigen Reue. Ja, ich fühlte, daß er Gnade an mir gethan, und daß er als Sühne angenommen jenen festen Entschluß, ihn über Alles zu lieben und mich in Zukunft ganz zu ihm zu bekehren. Beim Austritt aus jener Kirche zu Ems war ich schon Christ ... ja, ein solcher Christ, wie man es sein kann, wenn man die heilige Taufe noch nicht empfangen hat."

Mit solcher Umwandlung des Herzens kehrte Cohen nach Paris zurück, und schon den 28. August 1847, am Tage des heiligen Augustin, ward er in der Kapelle Unserer Lieben Frau von Sion durch die heilige Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Eine unaussprechliche Ruhe kehrte damit ein in seine durchstürmte Seele. „Ich fühle in mir einen süßen Frieden," schreibt er, „mein Geist ist ruhig, ich bin wie ein Kind auf dem Schooße seiner Mutter. Ich will nichts und fürchte nichts mehr, ich lasse mich lenken, wie man will. Ich kümmere mich auch darüber nicht, was Andere von mir glauben werden. Ich verrichte jetzt alle meine Werke so gut, als ich nur kann, unbefangen, freudig, und sehe ganz ab vom Erfolge. Ich richte mich selbst nicht mehr,

und ich fürchte nicht mehr, gerichtet zu werden. Keine eitlen Beunruhigungen mehr!"

Alles für Jesus: das wurde jetzt sein Wahlspruch, den wir auch an der Spitze aller seiner Briefe finden. „Der Augenblick," schreibt er ein andermal, „wo ich nur für Gott leben kann, wird für mich sein, was der Himmel für das Menschengeschlecht, was die Rückkehr auf den Thron für den gestürzten König, was eine frische, klare Quelle für den verschmachtenden Wanderer! O wie kostbar ist das Wissen von Jesu Christo! daß ich doch, wie Augustinus, Allem absterbe, was Du nicht bist!"

Schon vor seiner Taufe hatte Cohen den Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Mit einigen Genossen stiftete er später die Congregation der nächtlichen Anbetung des allerheiligsten Sakramentes, und während er vor demselben nun anbetend kniete, wurde ihm sein Beruf zum heiligen Ordensstande klar. Er machte Exercitien und las während dieser Zeit das Leben des heiligen Johannes vom Kreuz, wobei ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Orden vom Berge Karmel in ihm erwachte. Am 16. Juli 1849 reiste er nach Agen, dem Hauptkloster der unbeschuhten Karmeliter in Frankreich, und bat um Aufnahme in den strengen Orden. Nachdem er siebzehn Tage lang geistliche Uebungen gemacht hatte, wurde er zu Broussey, in der Nähe von Bordeaux, in's Noviziat aufgenommen. Daselbst bereitete er sich einen Monat

hindurch auf die Einkleidung vor, welche stattfinden sollte, sobald die Genehmigung hiezu von Rom eingetroffen wäre. Statt dieser kam jedoch ein abschlägiger Bescheid, wahrscheinlich wegen Cohen's früherer Lebensweise und wegen der kurzen Zeit, die erst seit dessen Bekehrung verstrichen war. Noch am nämlichen Tage reiste Cohen nach Rom ab, um seine Bitte dem Ordensgeneral oder dem heiligen Vater selbst vorzutragen. Am 16. September kam er daselbst an. Er erhielt die gewünschte Erlaubniß und kehrte eilig nach Brousseу zurück, wo er am 6. Oktober eingekleidet wurde und ein Jahr später die heiligen Ordensgelübde ablegte. Nach eifrigen Studien der Theologie erhielt er am Osterſamstage des Jahres 1851 die Priesterweihe, und vertauschte nun für immer den Namen Hermann mit dem des P. Augustin Maria vom allerheiligsten Sakrament. Am Osterfeste feierte er seine erste heilige Messe, und in derselben Woche predigte er zum erstenmal über die öftere Communion.

Der neue Ordenspriester zeigte bald eine ungewöhnliche, hinreißende Beredtsamkeit, welche auf die Zuhörer stets einen überwältigenden Eindruck ausübte, gleichviel, ob er in Frankreich und Belgien in französischer, oder in Deutschland in deutscher Sprache predigte. Die Kirchen, in denen er auftrat, waren stets überfüllt. Am 2. September 1864 bestieg er die Rednerbühne in der Katholikenversammlung zu Mecheln, — ein einfacher Mönch mit

geschorenem Haupte, in dunkler Kutte, mit Sandalen an den Füßen; und als er mit begeisterter Beredtsamkeit die Fortschritte der katholischen Kirche in England schilderte, wußte er alle seine Zuhörer so zu electrisiren, daß selbst berühmte Redner, wie Bischof Dupanloup und P. Felix in den Schatten gestellt wurden. Während des Jubiläums 1865 haben auch die Katholiken Berlins sein außergewöhnliches, zündendes Redetalent in der St. Hedwigskirche bewundern können. Besonders entflammt erschien Cohen, wenn er über das allerheiligste Sakrament sprach. Zahlreiche Bekehrungen waren die Früchte seiner Beredtsamkeit; darunter ist diejenige des jüdischen Malers Bauer aus Wien, jetzt Abbé Bauer in Paris, die berühmteste geworden.

Nachdem P. Augustin Cohen 1858 zu Bagnères, wo er früher schon seiner Kränklichkeit wegen eine Badekur hatte gebrauchen müssen, ein Karmeliterkloster nebst Kirche gebaut hatte, welche letztere von berühmten Malern, wie z. B. Horace Vernet, um ihres Gründers willen unentgeltlich mit Werken ihrer Kunst geschmückt ward, führte er den Orden auch in England wieder ein und gründete ein Klösterchen desselben in London, dem er als Superior vorstand, bis er durch ein Augenleiden genöthigt wurde, nach dem südlichen Frankreich zurückzukehren.

Im November 1870 kam er in Begleitung eines Dominikaners, P. Mathieu le Comte, nach Berlin und

bat um die Erlaubniß, unter den französischen Kriegsgefangenen in Spandau die Seelsorge ausüben zu dürfen. Dies wurde ihm gewährt, und nun lag P. Augustin mit verzehrendem Eifer seinem heiligen Berufe ob. Wie ein Soldat auf dem Kampfplatz, so sollte er das Opfer seiner priesterlichen Thätigkeit werden. Die schwarzen Blattern, welche unter seinen Pflegebefohlenen herrschten, ergriffen auch ihn. Als der anfängliche Verlauf der Krankheit baldige Genesung verhieß, freute er sich lebhaft, Gott auf dieser Welt noch länger dienen zu können. Noch so viele Pläne, das allerheiligste Sakrament zu verherrlichen, zogen ja durch seine Seele!

Als aber die „graue Schwester", welche ihn pflegte, die Anzeichen einer tödtlichen Wendung der Krankheit bemerkte, da genügte auch eine leise Andeutung, daß er rasch jedes Verlangen des Eigenwillens ertödtete, um Gott das vollkommene Opfer des Lebens, das der Ordensmann längst schon dargebracht, mit demselben Te Deum zu erneuern, wie er es in der Profeß gesungen hatte. Die Schwester mußte mitsingen und ihn auch begleiten bei den andern Kirchengesängen, welche ihr lateinisch bekannt waren, wie z. B. beim Magnificat, beim Salve Regina und beim De profundis. Die zwei letzten Tage kam er immer wieder auf diese vier Lieder zurück; fast beständig sang er dieselben, so gut es freilich ging, und betete dann wieder dazwischen das schöne „Gedenke, o gütigste Jung-

frau". Sein Angesicht dem nächsten Tabernakel zugewendet, hatte er gleichfalls die rührendsten Herzensergießungen zum heiligsten Sakramente. So sang P. Augustin Cohen, der berühmte Pianist, sich in die Ewigkeit hinüber und starb am 20. Januar 1871, Vormittags $10^1/_4$ Uhr, voll Vertrauen auf das Privilegium des Skapuliers für den nächsten Samstag.

Apfel und Baum.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Matth. 7, 20.

Das Edle und Gute findet sich überall, wenn wir nur darauf achten wollen. Gott hat in die menschliche Natur, hat in das Menschenherz solche Schätze niedergelegt, daß, bei all' dem Wechsel von Sonnenschein und umwölkten Tagen im Menschenleben, davon immer etwas zum Vorschein kommen muß. Und dann die Schätze der Gnade, — wer kann sagen, wie sie in tausend und tausend Kanälen die Menschheit durchrieseln: oft verrinnt der kostbare Quell im Sande, aber oft auch blühen an seinem Rande Blumen voll himmlischer Schönheit!

Auch der Heide hat vom gütigen Schöpfer eine Seele erhalten, deren Leben das Gute, das Edle, das Geistige ist; auch der Heide hat übernatürliche Erleuchtungen und

Antriebe des Herzens, die nicht von dieser Welt sind. Wie weit mehr muß bei Christen dieses der Fall sein, die im Mittagslichte der göttlichen Offenbarungen wandeln! — Es gibt unter diesen allerdings solche, die verschiedenen sogenannten Confessionen angehören; es gibt neben den zweihundert Millionen Katholiken jener Kirche, die auf den unerschütterlichen Felsen Petri gebaut ist, noch hundert Millionen Protestanten von mannigfacher Schattirung in den religiösen Ansichten: Lutheraner, Calvinisten, Reformirte, Anglikaner u. s. w., aber es gibt nicht eine einzige dieser Confessionen, welche nicht edle Menschen und schöne Beispiele christlicher Tugend aufweisen könnte. Es gereicht uns zu hoher Befriedigung, auch bei Protestanten das Gute hervorzuheben.

Vor Belfort hatte eine Granate einem protestantischen Landwehrmanne aus Schlesien das linke Bein fortgerissen. Dieser zeigte eine große Frömmigkeit. Wohl klagte er öfters: „Arme Frau, arme Kinder!" aber dann setzte er gewöhnlich hinzu: „Ich bin ja nicht Schuld daran; wie Gott will! Gott wird euch helfen, nur Gott befohlen!" — Er betete sehr viel und war ganz untröstlich, daß er kein Gebetbuch und kein Abendmahl bekommen könne. Als er seinen nahen Tod fühlte, bat er sogar den katholischen Pflegebruder, ihm das Abendmahl zu reichen. Dieser bemerkte ihm, daß er dies als Katholik nicht thun könne; übrigens sei oft und gestern noch der Pre-

diger da gewesen, warum er diese Bitte nicht an denselben gerichtet habe? — „Ach," sagte er, „ich wußte nicht, daß dies ein Prediger sei, aber rufen Sie ihn mir sogleich. Es wäre doch zu hart, ohne Abendmahl sterben zu sollen." Der Bruder bemerkte, der Prediger sei heute mit seiner Division nach dem Süden abmarschirt, indeß sei der liebe Gott mit dem guten Willen auch zufrieden. „Dann," versetzte jener, „lassen Sie mir doch einen andern auf meine Kosten kommen, gleichviel, wie weit Sie ihn auch herholen müssen." Allein bei den obwaltenden Umständen war dies unmöglich. Des folgenden Tages überkam ihn der erste Anfall der Agonie, wobei er laut rief: „O Jesus, hilf mir, hilf mir doch, ich sterbe, ich sterbe! Beten Sie mir vor, ich halte es nicht mehr aus." Da betete er laut die ihm vorgesagten Gebete des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Reue und passende Schrifttexte mit der größten Andacht nach. Bei den Worten: „Vater, wenn es möglich ist" u. s. w. hielt er inne und bemerkte: „Nein, nein! Jesus hat gesagt: Vater, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Diese Worte wiederholte er wohl sechs Mal. Auf die Frage, warum er gerade dieses und zwar so oft sage, erwiederte er: „Der Wärter, der vor ihnen bei mir war, hat mich mißhandelt; er wollte auch das Rauchen nicht bleiben lassen, darum bin ich jetzt so elend." Und dann rief er wieder: „Vater, verzeih' ihnen!" Das letzte Wort,

welches er noch betete, war: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Darauf wurde er bewußtlos und starb in der folgenden Nacht. Man fand einen Brief an seine Frau und seine Verwandten, den er nicht mehr vollenden konnte. In rührender Weise ermahnte er darin zum Vertrauen auf die Vorsehung, und bat besonders einige seiner Verwandten, mit denen er im Streite gelebt, um Verzeihung. Ist das nicht eine wahrhaft christliche Gesinnung, eine schöne Frucht der Lehren Jesu Christi? —

Im Lazarethe der Sternthorkaserne zu Bonn war ein protestantischer Hannoveraner, der sich gleichfalls durch merkwürdige Frömmigkeit auszeichnete. Der brave Mann hatte einen Schuß in den Oberschenkel erhalten; die Wunde wollte gar nicht heilen; ein Abscеß folgte dem andern. Groß waren seine Schmerzen, aber er sagte nur immer: „Mein Heiland hat noch mehr für mich gelitten; wenn wir hier auf Erden geduldig mit ihm leiden, werden wir uns auch im Himmel mit ihm freuen.“ Mit wahrer Andacht las er in der Bibel und zwar nur die Leidensgeschichte des Herrn. Der Prediger brachte ihm das Abendmahl, wobei der Kranke sichtlich gerührt war, wie er beim Glauben an die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi es nur hätte sein können. „Was der liebe Gott will,“ fing er dann wieder an, „ist am besten für uns; wenn Er es nicht will, so will ich auch nicht wieder

gesund werden." Mehrere Monate lag der gute Hannoveraner in diesem Zustande, bis er endlich, in Folge des sich einstellenden Brandes, unter den Augen eines Pflegebruders, der mit ihm Reue und Leid erweckte, verschied. „Selig die Todten, die im Herrn sterben!" Apostg. 14, 13.

„Aber folgt aus solchen erhebenden Zügen nicht, daß der protestantische Glaube besser ist, als der katholische?" — Keineswegs; denn rührende Züge christlicher Gesinnung finden wir ja auch bei den Katholiken, wie gerade dieses Büchlein gleichfalls zur Genüge zeigt. —

„Aber folgt nicht wenigstens daraus, daß die protestantische Religion auch die rechte und wahre ist, und nicht etwa blos die katholische? Bei Katholiken findet man oft recht viel Sünde und wenig Christenthum." — Darauf entgegne ich: Gebrechen und Sünde finden sich seit Adams Falle leider überall unter den Menschen. Auch die Katholiken sind keineswegs alle lebendige Beispiele der christlichen Lehre und Sitte; das will aber nur sagen: sie sind nicht alle katholisch genug. Gewiß ist, daß sittliche Gebrechen an ihnen sich finden, nicht *weil* sie katholisch sind, sondern *trotzdem* sie katholisch sind. Ja, diese Mängel fallen an Katholiken um so mehr auf, je mehr christliche Tugend gerade der katholische Glaube von ihnen fordert und je mehr Gnadenquellen die katholische Kirche ihnen eröffnet. — Die protestantische Religion ist ein Baum, an dem sich insofern gute Aepfel

finden können, als ihre Anhänger noch gläubig und betreffs der Wahrheit der katholischen Religion in unverschuldetem Irrthume befangen die Lehren der göttlichen Offenbarung aus der heiligen Schrift zur Richtschnur des Glaubens und Handelns nehmen und dazu die Kraft aus der Gnade Jesu Christi gewinnen, also *insofern* sie unbewußt von der Wahrheit und Gnade der katholischen Kirche leben. — Wir Katholiken können uns an guten Protestanten nur erbauen, und dann mit uns selbst nur um so strenger zu Gericht gehen, wenn wir im ganzen und vollen Besitze der religiösen Wahrheit und bei allen Gnadenmitteln zur Tugend und Heiligung nicht besser sind, als Protestanten.

„Ehre, wem Ehre gebührt" — auch jenem protestantischen Krankenwärter, der unter dem Personal eines Lazarethes zu Chenebier in Frankreich sich auffallend hervorthat. Stets zu rechter Zeit auf seinem Posten, arbeitete er unverdrossen, bis ein anderer ihn ablöste; und dann griff er nicht zur Flasche, sondern zu einem vergilbten Gebetbuche und zur Bibel. Wenn einer im Saale starb, verrichtete er nach Möglichkeit die Sterbegebete. — Eines Morgens schnürte er seinen Tornister. „Wozu das?" fragte der Aufseher. „So eben," antwortete jener, „kam die Ordre, ich hätte zu meinem Bataillon zu stoßen; es heißt, Bourbaki sei im Anmarsch." — „Kommt Ihnen das nicht unangenehm? Sie blieben doch gewiß gerne

bei uns?" — „Wie der liebe Gott will," versetzte er; „ich bin zwar gerne hier, aber ich gehe auch gerne wieder in's Feld. Der liebe Gott wird schon alles gut besorgen." — Pflichttreue, Gebet, vertrauensvolle Ergebung in Gottes heiligen Willen: das sind edle Früchte vom guten Baume des Christenthums. Wir haben auch katholische Wärter kennen gelernt, die nicht nur ein paar Wochen, sondern sechs bis sieben Monate mit Einsetzung ihrer Gesundheit und Kraft auf ihrem Posten verblieben, bei Nacht wie bei Tag alle Dienste der Krankenpflege mit rührender Treue verrichteten und hiezu vor allem sich durch das Gebet stärkten.

Hier wollen wir nur noch ein Gespräch erwähnen, das eines Tages ein protestantischer Stabsarzt mit einem katholischen Pflegebruder führte. Das Gespräch drehte sich um die Unsterblichkeit der Seele. Der Bruder war ein Mann, der seiner Zeit gute Studien gemacht hatte und brachte für die Unsterblichkeit mehrere gute Beweise vor, von denen jedoch der Stabsarzt keinen einzigen gelten ließ. Auch die besten Beweise überzeugen nicht immer. Da richtete der Bruder endlich an den Stabsarzt die Frage: „Ich bitte, haben Sie eine Mutter gehabt, die Sie liebte?" — Betroffen blickte der Stabsarzt den Bruder an, dann sagte er mit Nachdruck und sichtbarer Rührung: „Ja, ich habe eine solche Mutter gehabt." — „Nun, Herr Stabsarzt," fuhr der Bruder fort, „glauben

Sie denn, daß eine so innige, so uneigennützige, so aufopfernde Liebe, wie die einer Mutter zu ihrem Kinde ist, — glauben Sie, daß diese Liebe sich nur auf dies armselige, kurze Leben erstrecke? — Können Sie glauben, daß das Herz einer solchen Mutter, die zeitlebens nur an ihr Kind gedacht, ihm nur Gutes gewünscht und erbeten hat, im Tode gänzlich ersterbe, und daß eine solche Liebe auch im Grabe vermodere? — Nein! Herr Stabsarzt, glauben Sie es mir, Ihre Mutter liebt sie auch jetzt noch; noch denkt dieselbe an Sie, wünscht Ihnen Gutes und, wenn Sie im Himmel ist, so bittet sie dort um den Segen Gottes für Sie, wie sie es in ihrem Leben gethan hat." — Der Stabsarzt antwortete nicht, sondern knöpfte seine Uniform auf und zog ein Ledertäschchen hervor, das er an einem seidenen Bande um den Hals trug. Er öffnete dasselbe und nahm ein ganz vergilbtes Papier heraus. Dieses reichte er dem Bruder hin, und Thränen rollten dem guten alten Herrn in den grauen Bart, während er sagte: „Sehen Sie, Bruder, weil Sie so mit mir gesprochen haben, so will ich Ihnen etwas zeigen, was ich noch keinem Menschen gezeigt habe. Dies ist der letzte Brief, den meine unvergeßliche Mutter mir geschrieben hat. Lesen Sie, der ganze Brief enthält nur Worte und Zeichen der Liebe, und ihr letztes Wort ist ein Segenswunsch für mich. Am Morgen fand man sie todt in ihrem Bette, die Feder in der Hand, diesen

unvollendeten Brief vor sich.“ Der Bruder las ihn. Die letzten Worte, mit sterbender Hand kaum leserlich geschrieben, waren: „Lebe wohl, mein lieber Sohn! Gott segne Dich für all' Deine Liebe und Treue gegen mich, Deine alte Mutter. Ich werde Dich nie vergessen und auch im Tode noch Gott bitten, daß er Dich glücklich mache und Dich bewahre vor —,“ hier brach der Brief ab. — Der Bruder gab das Papier zurück und sagte nichts mehr. Auch der Stabsarzt schwieg, und beim Weggehen drückte er jenem inniger und freundschaftlicher, denn je, die Hand.

Dieser Arzt hatte keinen Glauben mehr, aber ein kostbares Erbe von seiner Mutter. Vielleicht führt dieses ihn auch wieder zum Glauben und durch den Glauben zu seiner Mutter oben beim lieben Gott!

Der bayerische Löwe.

„Der Gerechte aber ist getrost und unerschrocken wie ein Löwe.“
Sprüchw. 28, 1.

Am Hafen der Stadt Lindau, dieses deutschen Venedigs am Bodensee, steht ein schönes Monument: ein Löwe ist's, der an Bayerns Südgrenze die Wache hält und trutzig hinausschaut in das „Schwäbische Meer“, dessen Wellen ohnmächtig zu seinen Füßen verbranden.

Der Löwe ist Bayerns Symbol und Wappen. Er ist auch das Symbol vernichtender Stärke und Tapferkeit, sowie edler Großmuth im Leben und heroischer Resignation im Tode. Und man muß gestehen: schöne Beispiele haben auch im letzten Kriege bekundet, daß die Bayern mit Recht stolz sind auf ihren „Löwen".

Die Schlachten von Weißenburg, Wörth, Sedan; die Kämpfe an der Loire und diejenigen auf der Südseite von Paris werden allen Geschlechtern der Zukunft Zeugniß ablegen von dem Löwenmuthe der Bayern. Oft gesellt sich zu demselben der gemüthlichste Humor. Am Abende eines verzweifelten Schlachttages lobte ein General seine tapfern Bayern. „Ihr habt euch brav gehalten," sagte er, „ihr habt heute gerauft, wie Löwen!" — „Ja, Herr General," versetzte darauf ein munterer Niederbayer, „es ist auch eine Freude zu raufen, wenn einen kein Landrichter genirt."

Muth und heroische Resignation zeigte der Bayer auch, wenn er verwundet darniederlag. In der Schlacht bei Wörth war Sebastian Falk, aus Oberbayern, am Ellbogengelenk und am Unterschenkel verwundet worden. Schon auf dem Verbandplatze zeigte er sich als ein Muster von Geduld. Für den Fall, daß er sterben sollte, übergab er dem freiwilligen Feldkaplan, Herrn Niggl, Prediger in Haidhausen, eine Börse mit etwa acht Gulden; er hatte das Geld, indem er für andere Soldaten Wacht-

dienste that, mühsam für seine liebe Mutter verdient, und ihr sollte es nach Dingolfing übersendet werden. In Sulz, als der Sanitätszug schon halb im Gehen war, nahm Graf Arco-Zinneberg den Kranken auf seinen Rücken und schleppte ihn so noch in einen Waggon, damit das „Lämmlein", wie man den Leidenden nannte, nicht zurückbleiben sollte. Zu München brachte ihn derselbe Graf in die Pflegeanstalt des St. Vincentius-Vereins. Falk litt unsägliche Schmerzen, aber allgemein fielen stets seine Geduld, seine Ruhe und eine milde Heiterkeit auf, welche von einem unzerstörbaren Seelenfrieden, von gänzlicher Ergebung in Gottes Willen und von außerordentlicher Seelenstärke ein beredtes Zeugniß ablegten. Dieser kranke Soldat wurde häufig besucht; Herren und Damen wollten sich an ihm erbauen und sagten dann wohl beim Weggehen zu einander: „Das ist ein geduldiges Lämmlein;" ein Prinz aber meinte: „Das ist ein Heiliger." Nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen, nicht einmal ein Laut des Schmerzes. Er redete überhaupt sehr wenig; er öffnete seinen Mund nur, um die heiligsten Namen „Jesus" und „Maria" auszusprechen, um zu beten und dann etwa zu fragen: „Wie geht es doch meinen Kameraden?" — An die andern dachte er sehr viel, sich selbst schien er gänzlich zu vergessen. Auf Genesung hegte er keine Hoffnung; mit klarem, ruhigem Bewußtsein ging er dem Ende entgegen, und ein tiefer, lebendiger Glaube

sagte ihm: „Wer hier in Thränen aussäet, wird dort in Freude ernten."

Als er nach Empfang der heiligen Sacramente unter stetem innern Gebet den 1. Sept. verschieden war, drängte sich die Menge herbei, um den „frommen" Soldaten noch einmal zu sehen. Sein Leichenbegängniß soll großartig gewesen sein. —

Zu Luzern in der Schweiz bewundert der Fremde einen herrlichen Löwen von Thorwaldsen. Von einem Speere durchbohrt, ist das edle Thier zusammengebrochen, und nun endet es ruhig mit dem Starkmuthe des Helden. So, wie ein Löwe, tapfer im Streite, getrost und unerschrocken im Tode war mancher bayerische Krieger, dem Glaube und Gnade die Brust gestählt hatten.

Von heroischem Muthe und auffallender Geduld im Lazarethe führen wir folgende Beispiele an.

In dem Lazarethe des Schlosses Brunehaut in Frankreich befand sich ein bayerischer Soldat, dessen Bein vom Knie an bis hinab zu den Knöcheln nur eine Wunde war. Bei den fortwährenden kalten Ueberschlägen, beim Brennen mit Höllenstein und bei Anwendung anderer kaustischer Mittel mußte der arme Mann Entsetzliches ausstehen. Wohl entriß ihm der brennende Schmerz Laute des Jammers, jedoch nie entschlüpfte ihm ein Wort der Ungeduld oder der Klage. Fast immer war er, trotz seiner großen Schmerzen, bei heiterer Laune,

und oft scherzte er in naivster Weise. — Diese Geduld war die goldene Frucht einer innigen Frömmigkeit. Mehrmals während der Krankheit empfing er die heiligen Sakramente; einmal stellte er eine neuntägige Andacht zum heiligen Joseph an, und da er der heiligen Messe nicht beiwohnen konnte, so ruhte er nicht, bis ihm ein Frater ein Gebetbuch verschaffte. „Jeden Tag," sagte er, „will ich nun selber die heilige Messe lesen." —

Aus Orléans wird ein anderes Beispiel heroischer Geduld berichtet. Ein katholischer Bayer mußte eine Operation des zersplitterten rechten Vorderarmes bestehen. Der Arzt wollte ihn natürlich chloroformiren, doch der Bayer hielt das für überflüssig. Er stützte das Kinn auf den noch gesunden Arm und ließ nun, ohne auch nur einen Schmerzensschrei hören zu lassen, den Arzt eine gute halbe Stunde mit Sonde und Kornzange handthieren. Knochensplitter um Knochensplitter wurden herausgezogen, und erst als der zwanzigste zum Vorschein kam, sprach der Arzt: „Jetzt wollen wir Sie für heute in Ruhe lassen." Der Bayer aber entgegnete kaltblütig: „Wenn noch zwanzig Splitter drin sitzen, so nehmen Sie selbe doch gleich heraus." — Derselbe Mann bekam im Laufe der Zeit noch zehn Einschnitte in seinen Arm und bewies dabei stets dieselbe Geduld.

Diese Ausdauer, ich möchte sagen, diese heldenhafte Gemüthlichkeit der Bayern, selbst bei den qualvollsten

Schmerzen, hatte in Orléans das Sprüchwort geschaffen: „Der hält aus wie ein Bayer."

Das war Löwenmuth der Geduld. — Es braucht oft auch Löwenmuth des Entschlusses zur Beicht, und bei einem Offizier mehr, als bei einem gemeinen Soldaten. Doch auch diesen Muth haben wir gefunden.

Acht Stunden von Corbeil begegnete eines Abends der Militärgeistliche einem bayerischen Offizier, den er mit dem süddeutschen „Grüß Gott" anredete. Der Offizier erwiederte den Gruß freundlich und gesellte sich zu dem Geistlichen. Kaum hatten sie fünfzehn bis zwanzig Schritte gethan, da stand der Offizier plötzlich still, schaute ganz wehmüthig zum Himmel und sprach nach einer kurzen Pause: „Ich sollte eigentlich auch wieder 'mal beichten; hätten Sie einen Augenblick Zeit?" — „O ganz gewiß," versetzte der Geistliche, „wenn Sie wollen, so gehen wir gleich in Ihr Quartier, oder wenn Sie etwa der Vorbereitung halber noch zu warten wünschen, so komme ich nach einer oder zwei Stunden zu Ihnen." — „Nein, nein, das kann ich nimmer zugeben, daß Sie, der Beichtvater, zu mir kommen; zeigen Sie mir vielmehr wo Sie wohnen." Während nun der Offizier den Geistlichen bis vor das Pfarrhaus begleitete, erzählte er unterwegs, er habe von seiner Frau einen Brief bekommen, in welchem sie ihm schreibe: sie sei Weihnachten zu den heiligen Sakramenten gegangen; er möchte ihr nun eine

Freude bereiten und ihr schreiben können, daß er dasselbe auf Neujahr gethan habe. — Einige Stunden nachher, Abends halb neun Uhr, kam der Offizier auch wirklich in's Pfarrhaus zur Beichte und communicirte am folgenden Morgen. Ehre dem Offizier!

Kein Lorbeerkranz schmückt die Stirne des Helden besser, als die Weihe der Religion.

Damit vereinigt sich gern die dankbare Anerkennung, daß Gott im Himmel es ist, der auf dem Schlachtfelde, wo der Tod so grausenhaft wüthet, den Tapfern beschützt. Ein bayerischer Soldat schrieb: „Oft sah ich nach der Schlacht Soldaten auf ihrem Tornister sitzend, ihr Gebetbüchlein in der Hand und Gott dankend für das glückliche Durchkommen. Während unsere Compagnie nach der Schlacht bei Sedan abkochte, sagte unser Feldwebel: So, Leute, jetzt danken wir unserm Herrgott, daß wir gut durchgekommen sind! zog dann das Büchlein aus der Hosentasche, wir standen alle um ihn her, und er betete wirklich erbauend das „Gebet nach einer gewonnenen Schlacht." Unser Hauptmann, der in der Nähe saß, stand augenblicklich auf, als er merkte, was da vorging, that auch seinen Helm herunter und sagte darnach: „So, Leut', habt's mir immer Freud' gemacht; aber das, was ich jetzt von euch gesehen habe, hat mich doppelt gefreut!"

Frauenmuth.

„In Verwirrung geriethen die Völker, und es wankten die Reiche, ... der Herr der Heerschaaren aber ist mit uns." Ps. 45, 7—8

Als im September 1870 Frankreich im Kriege mit Deutschland mehr als vollauf zu thun hatte; als das Reich Napoleons III. zusammenstürzte und das stolze Volk von der belgischen Grenze bis zum Mittelmeer in Bestürzung gerieth: da erstand im Rücken der französischen Regierung plötzlich die Republik, welche die „rothe" hieß und zu Lyon, Marseille, St. Etienne, und anderswo, wenn auch ohne die rothe Mütze, doch mit der blutgierigen Leidenschaft der alten Jakobiner losschlug. Besonders gegen Priester und religiöse Orden war ihre Wuth gerichtet.

Auch in der Stadt Angoulême war man seit einiger Zeit darauf gefaßt, die traurigsten Vorfälle gegen Altar und Heiligthum zu erleben. Mehrere Frauenklöster schwebten in großer Furcht; sie nahmen indeß ihre Zuflucht zu Gott und vertrauten fromm auf den Herrn der Heerschaaren, welcher die Schwachen und die Unschuldigen so gerne schützt. Die ehrwürdige Oberin der Frauen vom heiligsten Herzen Jesu setzte ihre Hoffnung auf den heiligen Joseph, dem sie mit innigster Verehrung ergeben ist; an dem Eingangsthore des Klosters ließ sie ein Bild dieses

Heiligen anbringen, zum Wahrzeichen, daß sie ihn zum Wächter und Beschützer ihres Hauses und ihrer ganzen klösterlichen Gemeinde erwähle. „Seid nicht bange, meine Töchter," sagte sie zu ihren Klosterfrauen, „wir haben den heiligen Joseph zu unserem Thorhüter: unter solchem Schutze geborgen, was hätten wir zu fürchten?" Ihr Vertrauen hatte sie mit einem außerordentlichen Muthe erfüllt; dieser war so entschlossen, so wahr und ergreifend, daß unwillkürlich jedes Herz der Klostergemeinde davon belebt und wundersam gekräftigt wurde.

Nun kam der Tag (dessen Datum kann ich mit Bestimmtheit nicht angeben), welcher nach seinen unheilbedeutenden Erscheinungen alles befürchten ließ. Gegen Abend zogen zahlreiche Banden wuthschnaubend in den Straßen von Angoulême hin und her, und stündlich wuchs der Tumult und das Gewühl des Pöbels gerade in der Richtung auf das Sacré-Cœur zu. Etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang erschollen die Rufe: „Es lebe die Republik! Tod den Priestern!" und andere entsetzliche Verwünschungen. Diese waren in der Nähe des Klosters bereits so stürmisch geworden, daß man jeden Augenblick einen Ueberfall befürchten mußte. Gegen zehn Uhr erfolgte er; mit Steinen, Knütteln und ähnlichen Werkzeugen begann man das Thor des Klosters zu berennen und zu zertrümmern. Die Oberin und mit ihr eine Assistentin wachten im Gebete vor einem Bilde des heiligen

Joseph; die übrigen Frauen waren ruhig zu Bette gegangen; bei dem entsetzlichen Höllenlärm aber, der auf einmal entstand, und bei den wiederholten Stößen an das Thor, war fast jede wieder aus dem Bette gesprungen. Jedoch die Oberin wollte, es sollten sich alle voll Vertrauen wieder zur Ruhe begeben; unter Verpfändung der Ehre ihres himmlischen Beschützers versicherte sie, daß für das Kloster gar nichts zu fürchten sei. So gingen alle wieder zu Bette; das Schlafen freilich war bei den beständigen Stößen und Schlägen, von denen das ganze Haus erbebte, unmöglich.

Inzwischen begab sich die muthige Oberin in das Vorhaus, um zu sehen, wie weit die Stürmer es schon gebracht hätten. Sie bemerkte am Thore bereits ziemlich weite Spalten und eilte in die Kapelle zurück, um mit der Assistentin zum heiligen Joseph eifrig weiter zu beten. Bald darauf stellte sie eine neue Thorschau an. Sie fand nun den Bruch des Thores bereits so weit fortgeschritten, daß noch einige Stöße hinreichten, um die Oeffnung zum bequemen Durchgang für eine Person zu erweitern. Wieder entfernt sie sich schleunig; mit vieler Ruhe und Vertrauen setzt sie das Gebet fort. Sieh! da verstummt plötzlich der Lärm; kein Ruf mehr, kein Stoß, ... Todesstille herrscht . . . ., was bedeutet dies? — Das glaubensstarke Herz sagt der Oberin: das Gebet ist erhört! Sie erhebt sich, steigt sachte die Treppe

hinab, — wirklich, es ist gar nichts mehr zu vernehmen. Nun steht sie vor dem Thore, . . . es ist halb zertrümmert, aber Niemand ist eingedrungen. Sie tritt näher und blickt durch eine jener mächtigen Spalten hinaus auf die Straße, aber auch da ist gar Niemand zu erblicken; nur den Widerschein einer Laterne bemerkt sie, welche von der gegenüberstehenden Mauer her die Straße beleuchtete. „Nun, so ist's recht," sagte sie, „jetzt gehe ich dem heiligen Joseph danken." Wie innig sie mit der Assistentin solches gethan habe, können wir uns vorstellen. Hierauf schickte sie diese ruhig schlafen, ging endlich selbst zu Bette und erfreute sich bis zum Morgen eines so sanften und tiefen Schlafes, wie noch selten in ihrem Leben.

Am folgenden Morgen war der Himmel ungewöhnlich heiter und freundlich. Auf einmal wurde die Oberin in's Sprachzimmer gerufen. Dort fand sie eine fromme befreundete Dame, welche dem Kloster wegen der in der Nacht ausgestandenen Besorgnisse ihr Beileid bezeugen wollte. Dann fragte diese die Oberin: „Kennen Sie vielleicht jene Person, deren bloßes Erscheinen gestern Abend die ruchlose Bande so plötzlich zerstreut hat?" — Die Oberin erwiederte, sie hätte nur gesehen, wie das Thor bereits dem Einsturze nahe gewesen sei, von der erwähnten Person wüßte sie gar nichts. Da erzählte die Dame Folgendes: „Als ich gestern Abend den entsetzlichen Lärm vernahm, ging ich an das der Klosterpforte

gegenüberliegende Fenster meiner Wohnung; ich wollte durch die Jalousien hindurch beobachten, was diese räuberischen Hände verübten. Ach, das Herz wollte mir brechen, weil ich glaubte, der Untergang Ihres Klosters müßte erfolgen. Auf einmal bemerkte ich deutlich, wie aus dem Seitengäßchen neben dem Kloster ein Mann heraustrat von ansehnlicher Gestalt, sehr vornehmen Aeußern und ehrfurchtgebietender Haltung. Langsamen Schrittes näherte er sich der Rotte; er sprach kein Wort, bewegte keine Hand, er schien nur gekommen, um zu sehen, ob der Sturm glücklich von Statten gehe. Aber wahrhaftig, das Gesindel urtheilte ganz anders! Kaum hatte dieses ihn bemerkt, als die Kerle auf einmal wie weggefegt waren. Wie das nur möglich war, begreife ich nicht. Aber auch jener Herr war verschwunden; sicher muß es ein Mann von großer Bedeutung gewesen sein, da sein bloßes Erscheinen diesen wilden und rohen Menschen einen so gewaltigen Schrecken einjagen konnte, Was denken Sie, wer mochte es sein?"

„Das weiß der liebe Gott," erwiederte die Oberin, „ich denke jetzt nur daran, wie wir dem göttlichen Herzen und dem heiligen Joseph dankbar sein können, nachdem sie ihre Töchter von drohendem Unheil so wundersam errettet haben!" —

Von den Septembertagen der rothen Republik wenden wir uns einen Augenblick zu den Maitagen der „Commune" und gehen von dem Tochterkloster zu Angoulême

in's Mutterhaus des Sacré-Cœur zu Paris. Dies durch so viele Gnaden gesegnete Haus zeigt uns ein schönes Beispiel von Frauenmuth.

Lange schon hatten die Frauen vom heiligsten Herzen Jesu ruhig unter dem Schutze Gottes die Schreckenstage von Paris verlebt, als eines Tages eine Häscherbande der Commune vor deren Klosterpforte erschien. Gebieterisch forderten die trotzigen Männer Einlaß, und die Pforte öffnete sich. Die Oberin, eine ehrwürdige Frau, empfing die Gäste; der Anführer erklärte ihr, sie seien von der Commune gesendet, das ganze Kloster müßte sofort durchsucht werden, das Uebrige würde sich geben. Ohne die Fassung zu verlieren, ging die Oberin, ein lebendiges Bild der Ruhe, voraus; die Bande stürmte nach, zuerst auf ihre Zelle. Kein Schrank, keine Schublade, keine Schatulle blieb ungeöffnet, alles wurde durchstöbert. In einem Kästchen fand der Anführer einen großen Schatz, — 25 Francs, den ganzen Rest der Klosterkasse. Die Beute wurde natürlich als „gute Prise" erklärt, und mit neuem Muthe die Durchsuchung sämmtlicher Lokalitäten fortgesetzt. Papiere und Schriften fand man viele, namentlich waren es Briefe, Rechnungen, Aufzeichnungen geistlicher Vorträge und klösterliche Unterweisungen. Auch diese Papiere wurden zusammengepackt: wie viele Banknoten und Obligationen konnten sich möglicher Weise darunter befinden? —

So wurde Saal um Saal, Zimmer um Zimmer, Schatulle um Schatulle durchwühlt und geplündert. Mit fester Resignation sah die Oberin alles mit an; endlich commandirte der Führer und schrie: „In die Kirche! wenigstens werden wir Kelche finden im Tabernakel!“ —

Wie ein Schwert ging dieses Wort durch die Seele der Oberin, und nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie vom Allerheiligsten jede sacrilegische Entweihung fern halte, eilte sie in die kleine Kirche oder Hauskapelle voraus, die Söldner der Commune hinter ihr her. In der Kapelle stellt sich die muthige Frau auf den Altar vor den Tabernakel. „Messieurs,“ so redet sie mit entschiedenem Tone die Herren an, „hier bleibt mir fern vom Tabernakel! ich sage euch, nur über meinen Leichnam hinweg ist derselbe zugänglich. In Wahrheit, es lohnt sich nicht, eure profane Hand hier nach dem Allerheiligsten auszustrecken: alles Werthvolle an Kelchen und Ciborien haben wir längst aus Paris fort geflüchtet; nur ein ganz armes Ciborium ist noch im Tabernakel, eben gut, um den lieben Heiland in unserer Mitte zu erhalten. Ich beschwöre euch, bleibt vom Tabernakel fern!“ — „Bürgerin,“ erwiederte im Jakobinertone der Führer, „können Sie auf Ihr Ehrenwort das Gesagte betheuern?“ — und auf die wiederholte Betheuerung der Oberin fuhr er fort: „Gut, wir gehen; aber wehe Ihnen, wenn es sich später herausstellt, daß Sie uns betrogen haben!“

Mit diesen Worten zogen er und die Bande aus der Kapelle fort.

Die Oberin folgte. An der Klosterpforte wandte sie sich freundlich an die Besucher und lud dieselben ein, eine Erfrischung annehmen zu wollen. „Ihr müßt alle recht müde geworden sein," sagte sie, „kommt, was wir haben, wollen wir gerne mit Euch theilen." In einem Saale wurden nun vergnüglich einige Flaschen Wein, Käse und Brod verzehrt; dann wollte die Gesandtschaft der Commune ganz zufrieden, freilich mit sammt der Kasse und einer Kiste voll Schriftstücken, abziehen. Aber die ehrwürdige Frau Oberin tritt ihnen entgegen: „Bevor Ihr scheidet, meine Herren, sagt mir, wovon sollen wir jetzt leben, nachdem alles aufgezehrt ist? Ihr habt den letzten Rest unseres Geldes; womit soll ich für meine Untergebenen neue Lebensmittel einkaufen? Was soll ich diesen Abend schon der Klostergemeinde bieten? Was morgen? Ich bitte, meine Herren, gebt mir gefälligst Antwort auf diese Frage, die mich, wie Ihr begreift, nun sehr beschäftigt?" — Die Antwort mochte schwer scheinen, doch der Franzose fand sie: „Da, nehmen Sie Ihr Geld wieder zurück," sagte er von Mitleid gerührt, „wir können Sie nicht verhungern lassen." —

„Und nun diese Papiere," fuhr die Oberin fort, „was werdet Ihr anfangen damit? Für Euch sind es Papiere ohne Werth, für uns sind viele theure Briefe

darunter, viele kostbare Aufzeichnungen. Seht diese Schriften doch näher an; Ihr findet darunter die Rechnungen vom Bäcker, vom Fleischer; Ihr findet Rechnungen aus der Buchhandlung, aus dem Kaufladen: wie können wir nun richtig bezahlen?" —

Während dieser Worte wurden die Papiere auf den Boden geschüttet, und einzelne derselben vom Anführer der Bande näher gemustert. Banknoten und Obligationen fand er nicht, aber richtig nur Briefe, Contos und Aufzeichnungen verschiedenster Art. „Behaltet alles," sagte er endlich, „wir gehen leer von hier fort und werden Sie nicht mehr beunruhigen; möge es uns anderswo besser gehen!" — So zogen die Diener der Commune ab. Die Oberin aber dankte mit der Gemeinde vor allem dem heiligsten Herzen Jesu, dessen Schutze die ganze Ordensprovinz des Sacré-Cœur beim Ausbruche des Krieges durch ein heiliges Gelübde war empfohlen worden.

Konnten diese guten Frauen, welche für Gott und dessen heilige Interessen unter den Menschen allein lebend, auch vor allem auf Gott so fest vertrauten, nicht getrost mit dem königlichen Sänger sagen: „In Verwirrung geriethen die Völker, und es wankten die Reiche, . . . der Herr der Heerschaaren aber ist mit uns?" —

Die erste heilige Communion.

„Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laßt uns frohlocken und fröhlich sein." Ps. 117, 24.

Der schönste Tag in deinem Leben, mein lieber Leser, welcher war es? — Zu General Bertrand soll Napoleon I. auf der Insel St. Helena gesagt haben: „Der schönste Tag in meinem Leben ist der Tag meiner ersten heiligen Communion."

Die erste heilige Communion und die letzte, — wie viel hängt davon ab für das Leben der Gnade hier auf Erden und für das Leben der Glorie dort in der Ewigkeit? —

Nicht ohne Rührung und Theilnahme sehen wir jedes Jahr die Erstcommunikanten dem heiligen Tische nahen; die Kinder und die Eltern haben schon lange sich darauf gefreut und vorbereitet; endlich ist er da, „der Tag, den der Herr gemacht hat," wie kaum einen andern im ganzen Leben! — Gute, gläubige Eltern suchen an diesem Tage alles zu vermeiden, was den andächtigen, frommen Sinn des Kindes ungebührlich von der göttlichen Einkehr ablenkt. Sie können mit den Kindern „frohlocken und fröhlich sein", deswegen braucht dieser Tag des Herrn nicht ein Fest der Eitelkeit, der Zerstreuung und des sinnlichen Genusses zu werden. —

Wie arm aber sind jene Kinder, für welche dieser schöne, heilige Tag gar nie kommt!

Zuweilen kommt er wohl, aber spät im Leben, und dann bietet er oft einen eigenthümlichen Reiz voll Wehmuth und Freude, der ein besonderes Interesse weckt, eine Theilnahme, welche der frühen ersten heiligen Communion der Kinder nicht in gleichem Maße zu Theil wird. — In Ingolstadt war dies eigenthümliche Glück zwei französischen Kriegsgefangenen beschieden und es freut uns, diese Züge der Gnade Gottes hier auf's genaueste wiedergeben zu können.

Eines Tages, so erzählt der zur Zeit dort stationirte Militärcurat, als ich von der Liebfrauenkirche heimkehrte, wo ich die Beichte jener Franzosen gehört, die ihrer österlichen Pflicht nachkommen wollten, kömmt ein Kriegsgefangener auf mich zu mit der schüchternen Frage: „Könnte ich nicht auch beichten?" — „Ganz gewiß, kommen Sie morgen um 9 Uhr in diese Kirche, da werden Sie Kameraden genug treffen, die ebenfalls beichten. Oder wollen Sie lieber jetzt gleich mit mir kommen?" — Hierauf bemerkte der Franzose verlegen: „Ich habe aber noch gar nie gebeichtet; ich weiß nicht, wie das geht, ich kann nicht einmal lesen." Was war zu thun? Ich schrieb seine Adresse, Namen und Casematte in's Notizbuch: „Gut," sagte ich dann, ich werde für Ihren Unterricht und für alles Uebrige sorgen. Vor der Hand danke

ich Ihnen, daß Sie mich angesprochen haben." — Noch am nämlichen Tage fand ich einen Seminaristen, welcher die Bücher der Theologie mit dem Chassepot hatte vertauschen müssen; da mir selbst keine Zeit zum Unterrichte erübrigte, schätzte sich dieser herrliche, junge Levite glücklich, seinen armen Landsmann zu unterrichten und zu den heiligen Sakramenten vorzubereiten.

Letzterer hieß Louis Rangot; er war 24 Jahre alt. In Paris von armen Eltern geboren, verlor derselbe frühzeitig den Vater. Die Mutter schickte ihr Kind in die Schule, aber der kleine Louis konnte nicht zusehen, wie seine Mutter Noth litt, und ging, statt in die Schule, zu einem Seiler, dem er um einen bescheidenen Taglohn das Rad drehte. Am Samstage Abends war er glücklich wie ein Crösus: er brachte drei Franken heim und legte sie heimlich in den Secretär, das einzige Möbel seiner Mutter. Als diese endlich den liebenswürdigen Streich kindlichen Edelsinnes entdeckte, strafte sie den achtjährigen Knaben mit Nachdruck ab; sie wollte lieber darben, als daß ihr Kind ohne Unterricht aufwachsen sollte. Leider starb diese Mutter bald. Der Waisenknabe lernte später das Vergolden auf Metall und wuchs so, an Sonntagen natürlich wie an Wochentagen seiner Arbeit obliegend, in der vielgerühmten Metropole der Civilisation auf, ohne an den Gnadenschätzen der Kirche Theil nehmen zu können, weil er in der Religion eben so gut, wie im

Lesen und Schreiben ohne Unterricht geblieben war. In Ingolstadt, so fügte es die Vorsehung, sollte eine siebenmonatliche Kriegsgefangenschaft dazu dienen, das Versäumte nach Kräften einzuholen. Der Unterricht wurde eifrig betrieben; Louis wünschte nichts sehnlicher, als vor der Rückkehr nach Frankreich noch zu den heiligen Sakramenten der Kirche befähigt zu werden. „Jetzt oder nie!“ sagte er, „wenn ich wieder einmal in Paris bin, ich weiß es, dann wird nichts mehr daraus.“ —

Den 15. April kam der heißersehnte Tag. In der Kirche des Klosters Gnadenthal trat Louis früh Morgens an den Altar, in der einen Hand die mit Blumen schön verzierte brennende Kerze tragend, in der andern das Gebetbuch „manuel du soldat chrétien,“ in welchem er die nothwendigen Gebete lesen gelernt hatte. Ich reichte ihm den heiligen Leib des Herrn, während der fromme Gesang der Klosterfrauen, wie der Gesang eines Engelchores, durch die Hallen der Kirche tönte. — Glückliche Gefangenschaft, welche so zur gnadenvollen „Freiheit“ der Kinder Gottes geführt hat!

Es gibt oft harte Fügungen in dem armen, sturmbewegten Leben; aber alle Stürme treiben in den Hafen des Heiles, wenn wir uns nur damit bescheiden, das Steuerruder in Gottes Hand zu lassen. —

Eines Morgens, so fährt derselbe Geistliche fort, machte mich der Regimentsarzt, der eben seine Visite

beendet hatte, auf einen Kranken aufmerksam, der an einem geschwürartigen Uebel am Halse litt. Die Eiterung schien abzunehmen, allein der Arzt erklärte, dieselbe dringe nach innen, es könne vielleicht bald ein rasches Ende nehmen. Ich fand einen schönen jungen Marinesoldaten mit großen, leuchtenden Augen. Er ahnte nichts von Gefahr. Um aber die Angelegenheiten seines Gewissens zu ordnen, war es nothwendig, ihn von dem Ernst seiner Lage in Kenntniß zu setzen. Ich sah ihn fest gefaßt; ohne eine Miene zu verziehen, hörte er, daß der Arzt nicht ohne Befürchtung sei; zugleich erkannte er wohl, was ich beabsichtige. „Wie gerne wollte ich beichten," sagte er, „aber, Herr Pfarrer, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie gebeichtet, noch nie communizirt. Wie fangen wir das an?" — „Mein lieber Freund, Sie sind doch getauft? katholisch?" — Er bejahte das und fuhr fort: „Ich bin auch in die Schule gegangen und in den Religionsunterricht, aber als meine Kameraden zur ersten Beichte gingen, war ich eben erkrankt. Und wieder eine Krankheit hinderte mich an der ersten heiligen Communion. Später kam ich in ein Geschäft, damit in keine Predigt, in keinen Gottesdienst; aber gebetet habe ich doch und durch Religionsbücher mich selbst in freien Stunden unterrichtet. Gerne wollte ich sterben, wenn ich nur so glücklich wäre, hier vor meinem Tode die heiligen Sakramente zu empfangen!" — „Glücklicher Freund, ich

sage Ihnen, der liebe Gott will durchaus Ihnen diese Freude machen. Bereiten Sie sich heute in aller Ruhe dazu vor, morgen komme ich wieder, und haben Sie dann mit meiner Hilfe die Beicht abgelegt, so reiche ich Ihnen hier auf dem Bette die erste heilige Communion." Ich gab dem Kranken noch eine Medaille der Mutter Gottes und ging.

Wie schön geschah alles am folgenden Morgen! Der Kranke betete rührende Erweckungen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue. Mit tiefster Andacht empfing er nacheinander das heilige Sakrament der Buße, die erste — und letzte! — heilige Communion und die letzte Oelung. Hierauf drückte er mir, innig dankend, lange die Hand und weinte vor Seligkeit. Wer aber kann sagen, ob der Kranke glücklicher war oder der Priester? —

Noch zwei Wochen hindurch war bei diesem Erstcommunikanten alles Gebet und heitere Ergebung in den Willen Gottes, bis er auf einmal, fast unbemerkt, ruhig entschlafen war. Dubois, so hieß er, hat hienieden seine Familie nicht wieder gesehen, doch er hinterließ ihnen den Trost des Herrn: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Joh. 6, 55.

Die neue Fahne.

„Vexilla regis prodeunt, — Wie hoch
das Königsbanner weht!"
(Hymnus der Kirche.)

Woher die fürchterlichen Niederlagen der französischen Armee Schlag auf Schlag? — Verschiedene Ursachen werden angeführt. Die Franzosen finden die ganze Ursache in dem Verrath ihrer Generäle und in der Uebermacht des Feindes. Richtiger dürften sie gefunden werden, abgesehen von dem offenbaren Gerichte Gottes, das über diese Nation erging, in der Kriegskunst und Energie der deutschen Führung, und dann — in der Entsittlichung und dem Mangel an militärischer Disciplin bei der französischen Armee. Letztere sind während dieses Krieges in so erschreckender Weise hervorgetreten, daß die bessern Franzosen selbst darüber erschraken. Das ganze Regierungssystem hat viel zur Corruption der Armee beigetragen. Der Religion hat man diese entfremdet, die Heiligung des Sonntags und den religiösen Unterricht hat man ihr fast unmöglich gemacht, der schamlosesten Liederlichkeit und Genußsucht hat man selbst mit Prärogativen Vorschub geleistet: was konnte dann eine so corrumpirte Armee für Lorbeeren erringen? Was konnte sie leisten gegen die deutschen Truppen, welche, mit anerkannter geistiger Ueberlegenheit und rücksichtsloser Energie

geführt, einerseits an strenge militärische Disciplin gewöhnt waren, andererseits noch Religion übten, den Sonntag heiligten, die Sakramente empfingen, bei denen das Laster nicht zum guten Ton gehörte? —

Aus dem wüsten Chaos der demoralisirten französischen Armee tauchte auf einmal eine trostvolle Erscheinung auf. Im Westen von Frankreich, in der Vendée und der Bretagne, trat ein Kriegsheer auf den Schauplatz, welches ein entschieden katholisches Gepräge trug und vor allem die Religion und die christliche Tugend auf seine Fahne geschrieben hatte. Als beim Ausbruche des Krieges die französischen Truppen von Rom nach Frankreich zurückgerufen und nebst der Legion von Antibes auch die Zouavenregimenter aufgelöst wurden, sammelten sich viele jener päpstlichen Zouaven unter ihrem Oberstlieutenant de Charette, einem Vendéer, und aus ihnen und andern Neuangeworbenen entstand die „Legion des Westens", während de Charette zum General der französischen Armee ernannt wurde.

Nun geschah es, daß eine fromme Dame auf den Gedanken kam, eine Fahne mit dem Bilde des göttlichen Herzens Jesu machen zu lassen. Diese wurde im Kloster der Heimsuchung zu Paray-le-Monial verfertigt und trug um das Bild die schön gestickten Worte: Cœur de Jésus, sauvez la France (Herz Jesu, rette Frankreich). Der Bischof von Autun sandte die prächtige Fahne nach Tours, und von dort kam sie in die Hände des ritter-

lichen Führers der neugebildeten Legion im Westen. General de Charette war längst ein eifriger Verehrer des heiligsten Herzens, und bereits hatte sich diese Andacht auch unter seinen Soldaten verbreitet. Zum Träger der neuen Fahne erwählte der General den Marquis de Verthamon. Auch dieser hatte auf das heiligste Herz Jesu all sein Vertrauen gesetzt; während des unglücklichen Feldzuges schrieb er ohne Unterlaß an seine junge Gemahlin, sie solle ihre Zuflucht zum Herzen Jesu nehmen, diesem anhangen mit aller Kraft; hier sei Hoffnung und Leben. Als de Charette den jungen Marquis dem Obergeneral de Sonis als seinen Fähndrich vorstellte, that er es mit den Worten: „Hier, Herr General, stelle ich Ihnen das Kind des heiligsten Herzens vor."

De Verthamon trug bald darauf die neue Fahne in der Schlacht bei Loigny, welche nach dem Ort, wo der Hauptkampf geschah, auch die Schlacht bei Patay genannt wird. Zwei Tage vorher hatte er noch an General de Charette das schriftliche Ansuchen gerichtet, er möchte doch das ganze Zouavenregiment, das er kommandire, durch einen öffentlichen Akt dem heiligsten Herzen weihen. Am 1. Dezember stand die ganze französische Loire-Armee in den Ebenen nordöstlich von Orleans im Kampfe. Am Morgen des 2. Dezember meldete General Chancy, Alles gehe gut; allein die Armee war bereits im vollen Rückzuge, es handelte sich nur noch darum,

ihren Abmarsch zu decken und die Artillerie zu retten. Doch die Truppen weigerten sich, zu dem Zwecke nochmals vorzugehen. Ein ganzes Regiment blieb stehen, ja legte sich in die Furchen, um dem feindlichen Feuer nicht weiter ausgesetzt zu bleiben. Statt dieses Regiments erhielten nun die Zouaven vom General de Sonis den Befehl, den Feind zurückzuwerfen. Sie thaten es und gingen zum Angriff über; ihnen schlossen sich Abtheilungen von Mobilen aus mehreren Departements, dann die Freischützen von Tours und von Blidah in Afrika an; sogar ein Theil des erwähnten Regiments erhob sich aus den Furchen und ging wieder mit in den Kampf. Auf einer baumlosen Ebene mitten im feindlichen Feuer stürmte die Colonne vorwärts, ohne einen Schuß zu thun, und nahm mit dem Bajonnet einen kleinen Heckenwald, in welchem der Feind postirt war. Immer die neue Fahne mit dem heiligsten Herzen voran, verfolgten sie den Feind, der nun hinter den Häusern und Gartenmauern von Loigny Schutz suchte. Hier entbrannte der Kampf von Neuem, Mann gegen Mann, die Todten lagen haufenweise in den schmalen Wegen und Gängen, General Charette stürzte unter seinem Pferde und die schwache Zouaven-Colonne erhielt keine Unterstützung. Die Deutschen konnten Verstärkungen an sich ziehen; sie umzingelten das Dorf, aus dem nur Wenige entkamen. De Verthamon blieb todt auf dem Kampfplatze, die Fahne aber wurde gerettet.

Auch die letzte Bitte des braven Fähndrichs sollte später erhört und das Zouavenregiment dem Herzen Jesu wirklich geweiht werden. In der Nationalversammlung zu Versailles hatte sich eine eben so muthige als katholische Stimme erhoben und auf die Nothwendigkeit hingewiesen, öffentliche Gebete anzuordnen. Der Gedanke zündete; mit ungeheurer Mehrheit beschloß die Versammlung, daß den 28. Mai, als am heiligen Pfingstfeste, in ganz Frankreich eine Bittandacht gehalten werde. An diesem Tage sollte die „Legion des Westens" zu Rennes, in der Hauptstadt der noch so christlichen Bretagne, ihre Weihe an das heiligste Herz vollziehen. Der fromme General de Sonis hatte sich in der Grotte Unserer Lieben Frau von Lourdes bewogen gefunden, selbst die Weiheformel zu verfassen.

Am Vorabende des Festes, den 27. Mai, richtete General de Charette an seine Legion folgenden Tagesbefehl:

„Offiziere, Unteroffiziere, Corporäle und Soldaten!

Nachdem die Nationalversammlung öffentliche Gebete angeordnet hat, scheint es mir Zeit, ein Vorhaben auszuführen, das mir sehr am Herzen liegt, und wovon Viele aus Ihnen, meine Herren, oft mit mir gesprochen haben. Ich weiß nicht, was uns bevorsteht, die Rathschlüsse Gottes sind unerforschlich; aber ich glaube, wir müssen einen neuen Akt eintragen in die Geschichte unseres Regiments, die bereits von Thaten jeder Art angefüllt

ist; oft sind dieselben traurig, aber immer ruhmvoll. Wir stehen vor so gewaltigen Niederlagen, daß Geist und Herz sich dagegen empören und kaum die sichersten Thatsachen zu glauben vermögen. Die Revolution, welche für immer verschwinden sollte, hat vielleicht ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Unser Regiment, welches dieselbe bekämpft, ist die Zielscheibe ihrer Angriffe: was schadet es uns, wenn wir freimüthig unsern Glauben bekennen, wir, die Vertreter der religiösen Idee in Frankreich? Wenn Frankreich gerettet wird, so geschieht das nur durch die Religion, durch das Gebet.

„Ich glaube deshalb, die Zeit ist gekommen, mein innigstes und heißestes Verlangen auszuführen. Morgen wird kein Militärgottesdienst sein; dagegen wird um 8 Uhr in der Kapelle des Seminars eine Messe gelesen, nach welcher ich die Ehre haben werde, das Regiment dem heiligsten Herzen Jesu zu weihen. Dieses Herz, das Sie alle auf Ihrer Brust tragen, ist jetzt unsere Oriflamme, geröthet von dem Blute unserer tapfern Kameraden, die da auf den Schlachtfeldern gefallen sind, wo unser Regiment auch in Frankreich sich ausgezeichnet hat. Der Hochwürdige Herr Militärgeistliche wird die Weiheformel ablesen, die General de Sonis selber verfaßte und mit deren Zusendung er mich beehrte. Diese Weihe soll Niemanden eine Verbindlichkeit aufnöthigen, obgleich ich dieselbe im Namen des Regiments vornehme; indeß brauche

ich Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich ich wäre, wenn ich Sie Alle morgen zu dieser Weihe um mich vereinigt sähe.

de Charette."

Das Pfingstfest kam; das ganze Regiment erschien in Waffen bei der heiligen Messe. Bei der Communion des Priesters trat die Fahne des heiligsten Herzens, getragen von einem Offizier, in die Kirche. Der Anblick dieses heiligen Paniers rief in den Herzen Aller die lebhafteste Rührung hervor; man sah dasselbe geröthet von dem Blute der theuren Opfer, welche bei Patay gefallen waren. Auf dem Altare war das Hochwürdigste Gut in der Monstranz ausgesetzt. Der Offiziers-Fähndrich trat in den Chor und stellte sich seitwärts an den Stufen des Altares auf. Ihm gegenüber, an der andern Seite des Altars, stand Monseigneur Daniel, schon zu Rom erster Zouavenkaplan. In der Mitte vor dem Altare stand der General; um ihn reihten sich die höhern Offiziere und einige andere Offiziere. Hinter ihnen knieten die Soldaten auf dem Boden. Nun ergriff Msgr. Daniel das Wort und sprach:

„Meine Herren! Unser Regiment hat im Verlaufe seines bewegten Lebens Tage von höchster Wichtigkeit und von unvergleichlicher Feierlichkeit gesehen; aber ich glaube nicht, daß es jemals eine wichtigere und feierlichere Veranlassung gesehen hat, als diejenige ist, welche uns heute in dieser Kirche versammelt. Sie wollen heute einen großen Schritt thun; Sie wollen Alle zusammen, Ihre

Offiziere an der Seite, Ihre Zuflucht zum Herzen Jesu nehmen, seine Hilfe anrufen, Sie wollen Ihm alles weihen, Ihre Waffen, Ihr Leben, Ihren Tod.

„Was wird unsere Zukunft sein, meine Herren? Wir wissen es nicht. Welches wird das Schicksal dieser Legion sein, über die eine besondere Vorsehung waltet, wie bei ihrer ersten Bildung, so bei ihrer Erhaltung? — Auch das ist uns nicht bekannt. Aber das wissen wir, daß alle ihre Stärke in Gott ruht; und ohne Zweifel ist es ein besonderer Zug der göttlichen Vorsehung, daß wir heute im Begriff stehen, diesen feierlichen Schritt zu thun. Dieser erfüllt mich mit Hoffnung.

„Wir sind die ersten, welche dem Rufe eines Ihrer Brüder entsprechen, der in der Nationalversammlung zu Versailles sich vernehmen ließ und dann zu den Ohren von ganz Frankreich, das sich darüber freute, gedrungen ist. Er fordert auf zum Gebet; diesem Schrei äußerster Noth kommen wir nach und sprechen: Herz Jesu, Du bist unsere Hoffnung: sei Du unsere Zuflucht, rette Frankreich! — Das Herz Jesu, meine Herren, vereinigt uns nicht erst heute. Die heutige Kundgebung ist nicht der Ausdruck einer neuen Gesinnung bei unserm Regiment. Ihre Weihe ist eine bereits vollzogene Thatsache: Sie haben sie vollzogen bei Patay! Sie haben dieselbe mit Ihrem Blute unterzeichnet. Herz Jesu, Du hast an jenem Tage die Weihe vernommen: wir bekräftigen dieselbe in gegenwärtiger Stunde.

„General de Sonis, welcher Sie in der Schlacht angeführt hat, welcher wollte, daß ein Zouave die Fahne des heiligsten Herzens trage, welcher zu Ihnen die Worte sprach: „Zeigt, was christliche Soldaten können . . . Vorwärts . . . Jetzt oder nie heißt es, Eure Fahne hoch halten!“ — General de Sonis wollte selbst Sie zum Herzen Jesu führen. Mit Ihnen im Feuer der Schlacht, wollte er auch theilnehmen an Ihrer Weihe und deren Wortlaut schriftlich aufsetzen. Dieses Schriftstück sei denn, meine Herren, die Formel Ihrer Weihe; wir wollen nichts daran ändern, jedes Wort derselben ist uns heilig. — Glorreiche Fahne! Ich grüße Dich; Du hast geschaut den Tod unserer Brüder, Du bist purpurgeröthet von Ihrem Blute: höre unsere Schwüre und laß uns niemals darauf vergessen.“

Nun las Mgr. Daniel die Weiheformel und fuhr darauf also fort:

„Edler General (de Sonis), wir wollen Ihnen folgen überallhin, und wir sind bereit, unter Ihrer Anführung Alles noch einmal zu versuchen. Aber indem wir die Bande der Familie enger um uns schlingen, haben wir hier denjenigen, der in unserer Mitte der lebendige Ausdruck seines Glaubens und seines Muthes ist, und der, mehr als jeder Andere, das Recht hat, in seinem Namen zu sprechen. (Zu General de Charette gewendet) Guter General, Sie stehen an unserer Spitze. Wenn die

Gesinnungen des General de Sonis die Ihrigen sind; wenn Sie das Vertrauen hegen, daß dieselben auch die Gesinnungen Ihres Regimentes sind, so ertheile ich Ihnen das Wort, hier vor dem Hochwürdigsten Gute die Weihe auszusprechen."

Alle Anwesenden waren tief gerührt; die allgemeine Sensation steigerte sich, als General de Charette nun die Hände hoch gegen den Altar erhob und mit lauter und fester Stimme folgende Worte sprach:

„Im Schatten dieser Fahne, die von dem Blute unserer theuersten Brüder geröthet ist, vor Ihrem Angesichte, Freiwillige des Westens, päpstliche Zouaven, weihe ich, General Baron de Charette, der ich die hohe Ehre habe, Sie zu befehligen, Sie dem göttlichen Herzen Jesu, und ich rufe mit Ihnen von meinem ganzen Herzen als Soldat und von meiner ganzen Seele zu ihm: Herz Jesu, rette Frankreich!"

Hierauf defilirte die Legion. Auf den Straßen empfing sie rauschender Beifall, man schrie: „Es lebe Charette! Es leben die Zouaven! Hoch dem Papste! Hoch Frankreich!" Das war ein schöner Tag für das Regiment. Dasselbe ist stolz auf seine Fahne und hat die Namensliste derjenigen, welche in obiger Weise dem Herzen Jesu geweiht wurden, nach Paray-le-Monial geschickt, damit sie dort an dem Reliquienschrein der seligen Maria Margaretha Alacoque niedergelegt würde.

Gott sei gepriesen für alles Gute, wo immer er dasselbe wirkt! —

Das Regiment der Zouaven blieb zu Rennes bis zum 14. August 1871, an welchem Tage es auf Befehl der Nationalversammlung aufgelöst wurde. Bevor sie auseinandergingen, wohnten der General und alle seine Leute, da es Sonntag war, der heiligen Messe bei. Der Kaplan hielt noch eine kurze aber rührende Ansprache. Hierauf versammelten sich Offiziere und Soldaten in dem Hof der Caserne, wo der edle General Abschied nahm von seinen Getreuen und allen für ihre Frankreich geleisteten Dienste Dank sagte. „Ich rechne auf Eure Hilfe wenn jemals unsere ruhmherrliche Fahne wieder erhoben werden sollte," fügte Charette tief gerührt hinzu. Die Soldaten weinten wie Kinder.

Vergesset die Mutter nicht!

„Und der König sprach zu ihr: Bitte, meine Mutter, denn es geziemt sich nicht, daß ich dich abweise ohne Erhörung."
III. Buch der Kön. 2, 20.

An einem Abende des vorigen Winters befand ich mich auf meiner gewohnten Spitalwanderung. Endlich setzte ich mich auf dem Rande eines Bettes, worin ein Soldat lag, welcher unter unsäglichen Strapazen seinen Tornister vom Rhein bis an die Loire getragen und in zwölf Schlachten oder heißen Gefechten heldenmüthig gestritten hatte. Nachdem er in Frankreich auch den Typhus

durchgefochten, war er als Genesender heimgekommen, d. h. in eine bayerische Garnison und dort in ein bayerisches Kriegsspital. Am Tische neben dem Ofen spielten ihrer sechse mit einem Eifer, als ginge es um's große Loos. Wir waren also ganz ungestört; wir plauderten gemüthlich, als wären wir Kameraden von Jugend auf; wir erzählten von Krieg und Frieden, von der lieben Heimath auf Erden und im Himmel! — Endlich sollte ich gehen; er reichte mir die Hand, und ich bot dem braven Krieger eine Medaille an. „Ich habe schon eine," sagte er, langte sein Portemonnaie unter dem Kopfkissen hervor, machte dasselbe auf und sprach: „Da sehen Sie meine Medaille; diese hat mir meine liebe Mutter noch gegeben, bevor wir ausgerückt sind." — „Warum tragen Sie dieselbe nicht auf der Brust?" bemerkte ich. „Ich könnte Sie verlieren, und sehen Sie, Herr Kaplan, diese Medaille ist mir lieber als ein Kronenthaler, die behalte ich mein Leben lang als Andenken!" — „Warum doch?" — „Das wollte ich Ihnen schon gestern erzählen, aber ich durfte nicht recht. Morgen, wenn Sie wieder kommen, muß es heraus, und dann vielleicht noch etwas anderes auch, das mir seit Neujahr schon auf dem Herzen liegt. Gute Nacht, Herr Kaplan, ich bitte, kommen Sie doch morgen wieder."

Ich kam wieder, es war um dieselbe Stunde. Im Krankensaal sah es sehr gemüthlich aus: die Nachtkost

war vorüber, das Bier war nachträglich auch gekommen, und am Tische saßen wieder die Spieler, die um Pfennige speculirten, während große Herren die Karten auswarfen um ein Kaiserreich. Die Spieler am Ofen bekamen meinen ersten Gruß. Der Krankenwärter kleidete sich an, um in die Stadt zu gehen, dort die Spitalluft auszuathmen und etwas Besseres dafür einzunehmen. Es muß sein, sonst hält ein solcher Krankenwärter nicht lange aus. Dann setzte ich mich wieder zu meinem guten Bekannten, der sein Bett noch nicht verlassen durfte. „Nun wollen wir auch etwas plaudern; vor allem möchte ich also wissen, warum Sie auf Ihre Medaille dort in Ihrem Portemonnaie so viel Werth legen. Sie glauben gewiß, so lang die Medaille darin, gehe das Geld nicht aus? Freund, errathen?!" — „Nicht errathen, Herr Kaplan," sagte er, „das wäre dummer Aberglaube; nein, die Sache ist so." Er legte sich bequemer zurecht, nahm sein Portemonnaie in die Hand, dann fuhr er fort:

„Also diese Medaille hat mir die Mutter gegeben, als wir ausrücken mußten; ich glaub', es war den 1. August. Sie selbst hängte mir die Medaille um, ohne zu sprechen, sie weinte nur. Als ich ging, sagte sie: „Ich habe Dir oft zugesprochen, umsonst —, jetzt empfehle ich Dich der Mutter Gottes. Wenn Du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht!" — Ich schied und zerdrückte im Gehen eine dicke Thräne, die

mir in's Auge geschossen war. „Wenn Du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht!“ — das ging mir im Herzen herum, und ich sage Ihnen, ich habe weder die eine Mutter noch die andere vergessen. — Fort ging's in den lustigen Krieg, aus Bayern hinaus, ohne daß ich gebeichtet hätte. Das wollte ich nicht; ich war zu leichtsinnig. Ich sage Ihnen, es war nichts Gutes an mir, als die Medaille der lieben Mutter Gottes. Das ist wahr, die allerseligste Jungfrau Maria habe ich immer gern gehabt; in meiner ärgsten Ausgelassenheit hat ein Gedanke an sie mich ernst gestimmt, in meiner Traurigkeit mich getröstet, in meinem Zorn mich besänftigt. Ich war sehr zufrieden, daß ich eine Muttergottesmedaille trug. — Aber nun hören Sie! Bei Wörth ist es heiß hergegangen. Ich gehörte zum I. bayerischen Corps; zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags haben wir tüchtig eingreifen müssen, sonst wär's schief gegangen. Von Langensulzbach gingen wir vor auf Wörth; da wurde ich getroffen von einer Kugel gerade auf der Brust. Betäubt fiel ich zu Boden, während meine Kameraden vorrückten. Als ich zur Besinnung kam, sieh', da fühlte ich nicht den geringsten Schmerz; ich suchte nach meiner Wunde, der Rock, die Weste, das Hemd, alles war bis auf den Leib durchlöchert, auf der Brust fand ich nur einen blauen Fleck und in meiner Hose die Medaille, die von der Schnur

losgerissen war; in dem Stiefel aber fand ich die feindliche Kugel, sie war flach gequetscht, wie ein halber Gulden, und auf der einen Seite sah man deutlich das Bild der Mutter Gottes und rings um dasselbe herum die verkehrt stehenden Buchstaben der Worte: Maria, sine labe concepta, intercede pro nobis (Maria, ohne Makel empfangen, bitte für uns). Sehen Sie da die Kugel und die Medaille, — paßt das Gepräge nicht vollkommen? — Diese Medaille hat mir das Leben gerettet; und nun sagen Sie, Herr Kaplan, soll ich die Mutter Gottes vergessen können? oder auch meine Mutter, die mich mit diesem Marienschilde versehen hat? — Diese zwei Dinge bewahre ich auf, sie sollen meinen Kindern noch theuer sein und einst im Leichtsinn der Jugend und in Gefahr des Lebens ihnen zurufen: „Vergesset die Mutter nicht!"

„Seht, das hätte ich Ihnen längst gerne erzählt. Jetzt aber noch etwas. Kommen Sie diese Tage noch einmal, ich bitte Sie, Herr Kaplan. Sie sehen, ich habe Vertrauen zu Ihnen, und da möchte ich jetzt einmal eine „christliche" Beicht machen. Vorige Ostern bin ich nicht absolvirt worden, und da hab' ich gedacht: Jetzt beichtest Du schon gar nicht mehr! — Aber die Mutter Gottes hat mich nicht verlassen, sie hat mir so wunderbar geholfen, und da wäre ich doch gewiß ein schlechter Mensch, wenn ich nicht in mich ginge; ich muß ordentlich beichten. Wenn ich wieder heimkomme zur Mutter, dann soll sie

sehen, daß ich ein Anderer geworden bin. Ich wollte ihr schon längst schreiben, aber immer hielt mich etwas zurück. Nach der Beicht kann ich besser schreiben, ich weiß das."

Acht Tage später war nicht nur eine längere Beicht abgelegt, auch ein langer herzlicher Brief war geschrieben, und die Mutter unseres Soldaten ging getröstet zur schmerzhaften Mutter Gottes im Herzogspitale zu München, und dort links vor dem Gnadenaltare an der Communionbank knieend, dankte sie unter Thränen für die Bekehrung ihres Sohnes. Maria habe durch ihren mütterlichen Schutz ihn wieder zurückgeführt zur Gnade: das war ihre Ueberzeugung.

Leichtsinnige Jünglinge, vergesset doch nur die Mutter nicht, — sie ist eure Mittlerin bei Gott. Wie manchen aus euch hat die Medaille der Unbefleckten Empfängniß schon gerettet! —

Darf ich noch einen solchen Zug der Gnade erzählen? Diesmal handelt es sich um einen Franzosen, den ich eines Tages schwer erkrankt im Spitale fand. Kein Zweifel, der Tod durfte bereits seine Rechte auf den Leib durchsetzen, es galt nur noch die Seele zu retten. Aber ach, der Unglückliche wollte nichts von Reue, nichts von der Beichte wissen! Seit der ersten heiligen Communion hatte er den Gnadenstrom der heiligen Sakramente ohne Beachtung an sich vorüber rauschen lassen und im wüsten Irrsal des Lebens alles, auch die Barmherzigkeit Gottes, vergessen. Ich sprach ihm zu — weich

und stark; ich redete ihm vom guten Hirten, vom Vater des verlornen Sohnes; ich munterte ihn liebreich auf zum Vertrauen auf den Erlöser, der dem Schächer noch am Kreuze verziehen; ich zeigte ihm mein kleines Crucifix, das so manchen sterbenden Soldaten getröstet, ich hielt es zum Kusse an seine Lippen, — aber mit Unwillen wandte er sich davon ab. Was sollte ich thun? — Ich zeigte ihm wohl auch die Hölle mit dem Feuer, das nicht erlischt, und mit den Verdammten, deren Gesellschaft der unbußfertige Sünder auf ewig anheimfällt: — das kümmerte ihn wenig; ach, er glaubte ja nichts, gar nichts mehr, — so schien es wenigstens. Was sollte ich mehr thun? — Die Zeit drängte, die Blatternkrankheit grassirte fürchterlich im Spitale, in mehr den Einem Saal lagen Sterbende, die meiner bedurften. Schon verließ ich traurig dies Krankenbett, um später es wieder zu versuchen, — da fällt mir ein, daß ich ja Medaillen der Mutter Gottes bei mir trage. Ich ziehe eine heraus und kehre rasch zu meinem Kranken zurück. „Sehen Sie da eine Medaille, — o Sie kennen gewiß die Medaille der lieben Mutter Gottes, wie sie in Paris erschienen ist; — Sie haben in Ihrer Jugend auch eine getragen, ich zweifle nicht; diese kennt man in Frankreich in jeder christlichen Familie.“ — Fest schaute der Kranke die glänzende Medaille am grünseidenen Schnürchen an. — „Ja, ich kenne sie wohl,“ sagte er dann, und wie

ich dieselbe an seinen blassen Mund legte, sieh', da küßte er sie! „Ich danke Ihnen," fügte er bei, und Erinnerungen voll kindlichen Glaubens leuchteten aus seinen Augen. Jetzt ist's gewonnen, dachte ich, hängte ihm die Medaille um und bemerkte: „O vertrauen Sie, Freund, auf diese Mutter, dann wird alles gut werden." Noch einmal ziehe ich mein Cruzifix hervor, und sieh', — auch das Bild des Gekreuzigten küßte er nun innig und wiederholt. — Durch die Mutter waren wir angekommen beim Sohn, jetzt hieß es eilen durch den Sohn zum Vater. Auch dies gelang. Eine Viertelstunde später lag wieder ein verlorner Sohn in den Armen des Vaters, das reuige Bekenntniß war vorüber, und der Vater im Himmel hatte verzeihend gesprochen: „Nun wollen wir uns freuen und ein Festmahl halten." — Eine göttliche Speise stärkte diese Seele zu einer großen Reise. Als ich eine Stunde später zurückkehrte, war dieses „Kind Gottes" gestorben mit dem Anrecht auf den Himmel.

Verdankte dieser Glückliche sein Heil nicht der Mutter Gottes? — Ich gestehe, mein Vertrauen zu ihr, dieser Mutter der Barmherzigkeit, wurde an jenem Tage sehr gestärkt.

Maria ist unsere große Mittlerin, und bei ihrem liebreichen Amte nimmt sie Rücksicht weder auf Abkunft und Rang, noch auf Nation oder Farbe. Wir haben in diesen Blättern weiter oben von den Turko's gesprochen. Auch in Augsburg gab es solche, und nun wollen wir

erzählen, wie dort einer aus diesen Muhammedanern das bevorzugte Kind Mariens wurde.

Unser Turko befand sich mit andern französischen Kriegsgefangenen im Militärlazareth; da lag er im Saale 83, seit Monaten schon leidend an Wassersucht. Er hieß Abdel Kader Ben Raimann und war Soldat des 1. französischen Tirailleurregiments in Algier. Als eines Tages unter die katholischen Franzosen geweihte Rosenkränze vertheilt wurden, wollte auch dieser Turko einen haben, und wie die andern, so schlang auch er den Rosenkranz um seinen Hals, wo schon allerlei Amulette seiner muhamedanischen Religion Platz gefunden. Es ist nicht zu leugnen, er zeigte stets einen tief religiösen, ernsten, milden Sinn, und es war, als ahnte er die Segnungen der mütterlichen Gnade, welche durch diesen Rosenkranz ihm zufließen könnten.

Sein Befinden verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Er duldete und betete.

Da wurden eines Tages einem französischen Soldaten desselben Saales die heiligen Sterbsakramente gereicht. Unser Turko sah alles mit an, die Beicht, die Communion, die heilige Oelung; seine Aufmerksamkeit bei dem ganzen Verlauf der heiligen Handlung war außerordentlich; die Seele schien ruhig, aber doch sanft bewegt von dem Wirken der Gnade Gottes, die ihren Weg findet in jede kindliche, aufrichtige Seele. Die Gnade wirkt

oft plötzlich, wie der Blitz; oft aber will sie ihre Zeit haben. Es vergingen einige Tage, da verlangt Abdel Kader zu — beichten. Nun bemerkte man ihm, daß dies für einen Muhamedaner nicht so gehe, er könne nicht gleich das Bußsakrament empfangen, wohl aber die heilige Taufe, wenn er es wünsche; das sei das erste aller Sakramente. „So verlange ich getauft zu werden!“ — rief er laut vernehmbar in etwas gebrochenem Französisch. Darauf wurde er in der christlichen Religion unterrichtet, natürlich nur im Allernothwendigsten, denn er wurde immer schwächer. Am Feste des Papstjubiläums, den 16. Juni, konnte er getauft werden, wobei er die Namen „Joseph Maria“ erhielt. Es war höchste Zeit, fünf Minuten später lag auf dem Bette nur mehr ein kalter Leichnam. Die Seele des Glücklichen war abberufen, um nach vielen Leiden und tiefer Reue, gereinigt von der Erbsünde und allen persönlich begangenen Sünden, gereinigt auch von jeder zeitlichen, wie ewigen Sündenstrafe, einzugehen in die Glorie des Himmels zur beseligenden Anschauung Gottes.

Wer kann sagen, von welcher Bedeutung für das Heil dieses Turko der Rosenkranz der lieben Mutter Gottes gewesen ist? War er nicht das goldene Band der Gnade, an dem die wunderbare Mittlerin ihn weiter führte bis an das Eingangsthor der Kirche, wo er in der heiligen Taufe ein Christ, ein Adoptivkind Gottes, ein Miterbe des Himmels wurde?

So hat die göttliche Mutter einen Deutschen, einen Franzosen, einen Turko in den Hafen des Heiles geführt. O ihr alle, die ihr noch auf dem sturmbewegten Meere herumtreibt, vergesset die Mutter nicht! Ihr göttlicher Sohn ist der König der Glorie und der Gnade, und dieser spricht zu Maria: „Bitte, meine Mutter, denn es geziemt sich nicht, daß ich dich abweise ohne Erhörung.“

Mazas und La Roquette.

„Herr, ich bin bereit, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen.“
Luk. 22, 33.

Wer hat in den Zeitungen nicht gelesen von Mazas und La Roquette, den schrecklichen Gefängnissen zu Paris, welche durch die Märtyrer der Insurrection am Ende des Krieges eine neue, traurige Berühmtheit erlangen sollten? — Den 8. März 1871 constituirte sich die „Commune“ und erließ ihre Proklamation gegen die provisorische Regierung Frankreichs und die Nationalversammlung zu Versailles. Die Belagerung von Seite der Deutschen hatte Paris möglichst geschont; jetzt aber begann daselbst eine Schreckensherrschaft, welche Hand anlegte an das Heiligste, die Gefängnisse mit Unschuldigen füllte und mit Blut und Petroleumbrand ihren wahrhaft dämonischen Charakter in die Geschichte einzeichnen wollte.

Verzeihung, freundlicher Leser, wenn bei einem so ernsten Gegenstande auf einmal der Schalk mich in den Schreibfinger zwickt! Ein Spaßvogel aus Buxtehude, der mit seinem schönen Talent fleißig der Presse dient,*) hat in liberalen Zeitungen eine interessante Nachricht in Circulation gesetzt. Die Jesuiten, so heißt es, stünden mit der, über ganz Europa verzweigten, internationalen Revolutionspartei in freundschaftlicher Geschäftsverbindung. Ein Hauptbeweis liege in Folgendem. Als die Internationale zu London in Geldverlegenheit kam, habe sich dieselbe zuerst freilich an die Commune zu Paris gewendet, als sie aber von dieser selbst hart bedrängten Schwester nur unbedeutende Zuschüsse erhalten konnte, habe sie sich an die Jesuiten gewendet, und diese hätten von einem stillen Plätzchen am Genfersee aus nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ganz bedeutende Summen der Internationale nach London zu übersenden.

Ist das nicht ein recht launiger Scherz? Wir halten ihn für nichts anderes. Stille Plätzchen gibt es viele am Genfersee hüben und drüben, aber Jesuiten?

*) Oder irren wir, wenn wir vermuthen, es sei der autor redivivus der „Kakodämonie der Jesuiten. Eine chronologische Skizze der jesuitischen Weltübel, seit — und noch vor der Schöpfung bis auf Christus. Aus einer ältern Urkunde neu an's Licht gegeben zur Erbauung unserer Zeit, vom Leviathan. 1817"? —

Und Jesuiten mit vielem Geld? Und das für die Internationale? — Wie reimt sich dazu die Thatsache, daß die Partei der internationalen Revolution die Jesuiten verfolgt, wo sie nur kann? daß sie in Lyon die Jesuiten vertrieben, acht derselben drei Wochen lang in's Gefängniß geworfen? daß sie in St. Etienne die Jesuiten aus ihren Schulen verjagt? daß sie dasselbe mit den Jesuiten in Marseille gethan, sieben oder acht eingesperrt hat? —

Im Folgenden werden wir sehen, wie freundlich dieselbe Partei mit den Jesuiten in Paris umgegangen ist. Besuchen wir, lieber Leser, nach einander Mazas und La Roquette.

Mazas, nach dem Zellensystem gebaut, ist ein trauriges Gefängniß und diente darum vortrefflich den Absichten der Commune. Dahin versetzte diese im April den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Paris, mehrere Pfarrgeistliche, viele ausgezeichnete Laien mit dem Präsidenten Bonjean und fünf Jesuiten, nämlich die PP. Olivaint, Ducoudray, Clerc, Caubert und de Bengy. Sie alle wurden als Geißeln festgehalten.

Mit Recht hatte P. Ducoudray, Rector des Collegiums zur heiligen Genovefa, in einem Briefe an den Grafen Beaumont gesagt: „Wir leben in einer Zeit, wo man leichter sterben als leben kann." Den 21. Mai wurde Paris von den Versailler Truppen erstürmt, und den 22. noch ertheilte die Commune den Blutbefehl,

ohne Zaudern alle Geißeln in Mazas zu erschießen. Die Execution stieß aber auf Schwierigkeiten; deshalb sollten alle Gefangenen von Mazas nach La Roquette übersiedeln. So wurden einige am Abend des 22., und die übrigen am nächsten Morgen, auf Karren nach La Roquette transportirt. Eine besondere Gnade des Himmels wurde ihnen vorher zu Theil. Es war um die Stunde des Mittags, als zwei schwache, aber entschlossene Frauen, welche die Furcht nicht kannten, durch die weiten, öden Viertel der Hauptstadt geraden Weges nach Mazas gingen. Sie trugen den Gott der Märtyrer zu den Verurtheilten. Die fünf Patres erhielten jeder vier heilige Hostien; diese waren in ein Corporale gelegt und in einer Büchse verschlossen, welche in einem, mit einer Schnur versehenen Seidentäschchen am Halse getragen wurde. Eine dieser Frauen, welche öfter in erfinderischer Weise den Gefangenen die Erquickung körperlicher Nahrungsmittel und mehr denn einmal das „Brod der Seele" überbrachten, war eine Amerikanerin, welche wegen ihrer Nationalität und ihrer protestantischen Confession eine Freiheit genoß, die katholische Französinen umsonst von Seite der Commune erwartet hätten. Dieselbe machte denn auch hievon zum Besten der Gefangenen mit einem Muthe und einer Selbstverleugnung Gebrauch, welche über alles Lob erhaben sind. Der liebe Gott wollte sie mit der Gnadengabe des wahren Glaubens dafür belohnen:

den 28. Mai legte sie zu Rennes in der Bretagne das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Der 23. Mai hatte einen Himmel voll Sonnenschein, welcher die Trauer der Erde nur um so schwermüthiger erscheinen ließ. Von vielen Brandstätten sah man Rauchsäulen emporwirbeln, und deutlich hörte man das Schlachtgetöse, das immer näher und näher drang. Von acht bis neun Uhr hatten die Gefangenen in einem kleinen Hofraum ihre gemeinschaftliche Erholung, während das Dienstpersonal des Gefängnisses die ärmlichen Zellen in Ordnung brachte. Wir begreifen, wie sehr die Herzen der Unglücksgefährten sich da aneinander schlossen und alle sich gegenseitig zu trösten suchten. P. Clerc suchte sich dem Präsidenten Bonjean zu nähern; er wollte ihn gewinnen und ihm seine frühere feindliche Stellung zur Gesellschaft Jesu durch die Tröstungen der Religion vergelten.

Der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Paris, Darboy, litt am allermeisten. Von Leiden und Entbehrungen völlig entkräftet, sank der hohe Prälat wiederholt auf sein hartes Lager hin. Doch er fand einen guten Freund, den P. Olivaint, welcher in theilnehmender Verehrung und Liebe dem gebeugten Kirchenfürsten sich anschloß. Derselbe war Oberer des Hauses der Gesellschaft Jesu in der Rue de Sevres; vor seiner Gefangennehmung war er wiederholt gewarnt worden, allein er wollte nicht fliehen: „Was ist es denn so viel zu sterben?“

antwortete er; „es sind noch Brüder in dem Hause, dessen Oberer ich bin; ein guter Capitän ist der letzte, der in Gefahren sein Schiff verläßt.“ Bis zum letzten Augenblicke, so meldet ein Augenzeuge, welcher dem Tode entging, bekundete P. Olivaint seine gewohnte Energie und den Frieden seiner Seele.

Nun saß er zu den Füßen des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs und suchte mit aller Liebe ihn zu trösten und durch Gespräche über Vergangenheit und Gegenwart zu unterhalten. Da es in La Roquette an Lebensmitteln, namentlich an Brod fehlte, dem P. Olivaint aber von seinem geringen Vorrathe noch etwas übrig war, so schätzte sich der arme Ordensmann überglücklich, Sr. Erzbischöflichen Gnaden ein Stückchen Lebkuchen und ein Chocoladetäfelchen mittheilen zu können. Am folgenden Tage, am Morgen des 24. Mai, erwies er dem Hochwürdigsten Herrn eine viel größere Wohlthat, er reichte ihm die heilige Communion zur Stärkung auf den bevorstehenden Weg zur Richtstätte. Es erhielten auch die übrigen mitgefangenen Priester ihren Antheil an den übermittelten heiligen Hostien.

Die letzten Augenblicke wurden wohl benutzt: alle Laien legten eine reumüthige Beicht ab. Während der gemeinschaftlichen Erholung im Hofraum lehnte sich der Hochwürdigste Herr Erzbischof vor Ermüdung an das Geländer der Wendeltreppe. Da traten zwei Herren zu ihm, einer seiner Generalvicare und Präsident Bonjean.

Vor Freude strahlend sagte letzterer zum Hochwürdigsten Herrn: „Erzbischöfliche Gnaden, ich habe viel Schlechtes von den Jesuiten gesagt und sie nach Kräften verfolgt. Jetzt haben sie zum Lohn dafür mich bekehrt, P. Clerc hat so eben meine Beicht gehört."

Gegen acht Uhr Abends kam von der Commune der gemessene Befehl, von den sechzig Gefangenen rasch noch sechs hinzurichten. Die Gefangenen waren sämmtlich in ihren verschlossenen Zellen, nur noch mit Gebet beschäftigt. Da hört man in der Ferne einen wilden Lärm, der immer deutlicher herandringt; es ist Waffengeklirr, von Männer- und Kinderstimmen, von Gelächter und wildem Geheul grausenhaft durchmischt. Um sechs Opfer abzuschlachten, rückte eine Schaar von mindestens fünfzig Henkern heran, Rächer der Republik, Garibaldianer, Soldaten aller Waffengattungen, Nationalgardisten in allen möglichen Trachten und Pariser Gassenbuben. Diese bewaffnete Rotte dringt in den Corridor des ersten Stockwerkes, durchschreitet ihn seiner ganzen Länge nach und macht an der Wendeltreppe, welche in den Hof hinabführt, Halt.

Laut verkündet ein Herold den Gefangenen, sich bereit zu halten und beim Namensaufrufe zu antworten. Von der verhängnißvollen Liste liest er sodann die Namen der sechs zum Tode Verurtheilten in folgender Ordnung: Bonjean, Deguerry, Clerc, Ducoudray, Allard und Darboy. Die Zellen öffnen sich eine nach der andern, die Opfer

treten heraus und werden die schmale Wendeltreppe hinab in den Hofraum geführt, wo noch kurz vorher die Erholung sie vereinigt hatte. Da sind sie nun vollends der Willkür und frechen Zügellosigkeit dieser gottlosen Bande überlassen; endlich ruft ein Offizier entrüstet: „Kameraden, wir haben was Besseres zu thun, als sie zu beschimpfen; wir sollen sie erschießen: so lautet der Befehl der Commune."

Da der Platz aber gerade unter den Fenstern der Gefangenen lag, von wo alles gesehen und gehört werden konnte, entschloß man sich, in einen zweiten Hof zu gehen, der von zwei hohen Mauern umgeben war. Ein Corporal geht voran; ihm folgen der Hochwürdigste Herr Erzbischof auf den Arm des Herrn Bonjean gestützt, sodann die Jesuitenpatres Ducoudray und Clerc, welche den Pfarrer von St. Magdalena (Deguerry), einen ehrwürdigen, unter der Last von achtzig Jahren gebeugten Greis geleiteten; zuletzt kommt der Hochwürdige Herr Allard. Ringsum drängen sich in wilder Unordnung bewaffnete Männer und Buben. Von einem Fenster des ersten Stockwerkes aus winkte P. Olivaint mit seinem Taschentuche ein letztes Lebewohl. P. Ducoudray erwiederte diesen Gruß; dann bemerkte man, wie er den oberen Theil seiner Soutane ein wenig öffnete und aus dem Täschchen, das er auf der Brust trug, die heilige Wegzehrung nahm. Mit dem lieben Heiland im Herzen ging er muthig dem Tode entgegen. Am Ende des ersten

Hofes mußte man für einen Augenblick Halt machen. Das Thor des zweiten wurde gesprengt, und die Schlachtopfer verschwanden hinter demselben, nunmehr von den Henkern als einzigen Zeugen umgeben. Doch weiß man, daß sie noch diesen Hof der Länge nach durchschreiten mußten, und nach den Spuren der Kugeln zu urtheilen, wurden sie in einer Reihe an der hohen Umfassungsmauer aufgestellt. Es wird erzählt, P. Clerc, welcher so lange schon gewünscht hatte, sein Blut für den Namen Jesu zu vergießen, habe seine Brust entblößt, um die tödtliche Kugel zu empfangen. Indeß lagen die in ihren Zellen in banger Erwartung zurückgebliebenen Gefangenen auf den Knieen, beteten und horchten. Da hört man das Knattern eines Pelotonfeuers und noch einige einzelne Schüsse, und die Märtyrer konnten mit dem großen Opfer am Kreuze sagen: „Es ist vollbracht."

Die Nacht und der Tag, welche nun folgten, waren für die zurückgebliebenen Gefangenen voll ängstlicher Erwartung. „Donnerstag Mittag," schreibt der Hochwürdige Herr Lamazou, „gestattete man uns eine gemeinschaftliche Erholung in demselben Hofe, wie Tags zuvor. Auf den Mienen malte sich zwar größere Trauer, aber unsere Herzen zagten nicht. Die Laien beweisen den Geistlichen herzliche Theilnahme und zeigen sich ebenso gefaßt. Man fühlt, daß Alle ihr Vertrauen auf Gott allein setzen, und daß dies Vertrauen kein leeres Wort ist. Zwanzig Minuten

lang unterhielt ich mich mit P. Olivaint; obwohl ihm der Tod seiner Mitbrüder den herbsten Schmerz verursacht, ruht dennoch auf seinem Gesichte ein heiteres Lächeln. Es ist mir unmöglich, seine verklärten Züge zu schildern und seine Worte wiederzugeben, welche mir wie Engelsworte klangen."

Nun folgte der 26. Mai; es war ein Freitag, das Wetter regnerisch. Während der Mittagserholung machten die Gefangenen einen Spaziergang im Corridor, in welchem ihre Zellen lagen; als plötzlich ein Abgeordneter der Commune erscheint und mit einer Liste in der Hand sich mitten im Corridor hinstellt. Er verkündet, daß er fünfzehn Namen verlesen werde; Jeder habe beim Namensaufruf zu antworten. P. Olivaint wird zuerst gerufen. „Hier!" antwortet er und geht auf die andere Seite des Corridors, um die Reihe der Opfer zu eröffnen. „Gewiß war er dieses Ehrenplatzes würdig," schreibt ein Mitglied der Universität, „Niemand konnte den Leidensgefährten durch sein Beispiel mehr Muth einflößen, als er." — Dann folgten die übrigen, unter ihnen noch zwei Jesuiten, die PP. Caubert und de Bengy. Zu den fünfzehn Opfern, welche man im Corridor des ersten Stockwerkes ausgewählt hatte, kamen noch andere aus andern Abtheilungen von La Roquette, bis die Zahl fünfzig, welche die Commune verlangt hatte, voll war.

Die Hinrichtung sollte in dem entfernten Belleville stattfinden. Beim Fortgehen bemerkte P. Olivaint, daß

er noch sein Brevier in der Hand habe. An der äußern Gefängnißpforte dachte er, wie er desselben nicht mehr bedürfe und übergab es dem Kastellan mit den Worten: „Da, mein Freund, nehmen Sie mein Buch!“ Dieser nahm es an, aber ein Hauptmann der Nationalgarde riß es ihm aus der Hand und warf es in's Feuer. Der Kastellan, sobald er es unbemerkt thun konnte, nahm es wieder heraus; er wollte das Buch als eine Reliquie bewahren und verschmähte selbst das schöne Angebot, welches eine hochgestellte Persönlichkeit ihm für diese kostbare Hinterlassenschaft machte. Später jedoch überließ er es den Patres in der Rue de Sevres, welche das halbverbrannte Brevier ihres Obern als ein theures Andenken aufbewahren.

Der Zug setzte sich etwas nach vier Uhr in Bewegung; von La Roquette bis zur Richtstätte war ein Weg von etwa drei Viertelstunden, der immer ansteigt, zuweilen recht steil, und durch sehr stark bevölkerte Theile von Paris führt. Endlich war man unter entsetzlichen Scenen am Ziele angekommen. Am Ende eines großen freien Platzes liegt ein großer Bretterboden, vorn durch einen Unterbau getragen, hinten durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Es ist ein für ländliche Bälle bestimmter Tanzboden. Mit roher Gewalt werden die fünfzig Verurtheilten auf diesen Tanzboden geschleppt und ohne Ordnung an der Hinterwand aufgestellt. Nun begann sechs Uhr Abends nicht eine Hinrichtung, sondern eine

unbeschreibliche Schlächterei, an der sich die entmenschten Weiber ebenso wie die Männer betheiligten. Es war ein fürchterliches Durcheinander von Revolver- und Flintenschüssen, dazwischen das wilde Geschrei der Henker und das Jammern der Sterbenden. Diese Gräuelscene dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Mit wilder Wuth fällt man sodann über die Leichen her, man zerfleischt und plündert sie mit teuflischer Lust und wirft sie in die zu einem Abort bestimmte Grube; und die Henker waschen ihre bluttriefenden Hände in den Bächen, welche von Menilmontant und Belleville herabrieseln. —

Die Märtyrer aber tragen nun ewig die Palme des Sieges und des Friedens! —

Nachdem den 27. und 28. Mai die Commune besiegt war, wurden die Leichen hervorgesucht und auf dem Gottesacker bestattet. Ein Grab nahm die fünf Särge der ermordeten Jesuiten auf. — Jetzt berichten die Zeitungen, jenes Grab werde von den Gläubigen zahlreich besucht und in hohen Ehren gehalten. Wunderbare Gebetserhörungen werden erzählt. Ist da vielleicht wieder geschehen, was im Laufe der Jahrhunderte so oft vorkam: die Feinde der Kirche und der Religion glaubten durch Ermordung der Priester dieselbe zu ruiniren, und sieh', sie haben der Kirche nur eine neue Streitmacht zugeführt, indem sie ihr neue Fürbitter im Himmel verschafften? —

Friede! Friede!

„Der Herr wird seinem Volke Kraft geben, der Herr wird segnen sein Volk im Frieden." Ps. 28, 11.

Erst im Kriege lernt man den Frieden schätzen, wie man erst auf dem Krankenlager die Wohlthat frischer Gesundheit zu würdigen weiß. Der Krieg ist immer ein großes Uebel, obgleich oft ein nothwendiges. Im Kriege leidet Handel und Verkehr; im Kriege verkümmert Bildung und Gesittung. Und wie manches kostbare Leben tödtet er gewaltsam und plötzlich, oder verurtheilt dasselbe zu einem langsamen, traurigen Siechthum! Tausende von jungen Männern blickten vor diesem Kriege so froh in's Leben und so voll Hoffnung in die Zukunft, — eine Kugel hat all' diese irdischen Hoffnungen zertrümmert. Mit Recht sagt der edle Dichter Claudius:

's ist Krieg, 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre
Und rede du darein!
's ist leider Krieg, und ich begehre,
Nicht Schuld daran zu sein.

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß
Die Geister der Erschlag'nen zu mir kämen
Und vor mir weinten, was?

Wenn wack're Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb todt
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Was hälf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Sie könnten mich nicht freu'n!
's ist leider Krieg, und ich begehre,
Nicht Schuld daran zu sein!

Gottlob, auch dieser deutsch-französische Krieg ging endlich vorüber und „Friede" war das süße Wort, welches bereits den 26. Februar, als die Präliminarien zu Versailles abgeschlossen wurden, von Munde zu Munde ging. Und doppelt laut und froh tönte dies Zauberwort wieder den 20. März beim Abschlusse des Friedens in Frankfurt; es jubelten nicht blos die Familien daheim, es jubelten fast noch mehr unsere kriegs- und siegesmüden Soldaten im fremden Frankreich.

„Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern —"

rüstete sich zur frohen Heimkehr. Während diese namentlich durch die Pariser Revolution verzögert wurde, be-

reitete man sich daheim vor zu einem würdigen Empfange — in jeder Familie, in jedem Dorf und in jeder Stadt. Kränze und Blumen, Fahnen und Guirlanden, Inschriften und Gedichte, begeisterte Reden, Triumphbögen, Ruhmespforten und Bankette: — es sollte nichts fehlen, um die theuren heimkehrenden Krieger, welche für das deutsche Vaterland so heldenmüthig gekämpft, zu erfreuen und zu verherrlichen! Wie viele freuten sich des Wiedersehens, das wie eine besondere Gnade vom Himmel verliehen zu sein schien! Und wenn daneben auch manches Auge thränenvoll der Heimkehr der Truppen entgegensah und bittere Trauer manche Brust erfüllte, so konnte doch jedes patriotische Herz nicht ohne Trost und Freude an die Lorbeeren und Hoffnungen denken, welche die deutschen Kriegsheere in die Heimath zurückbrachten.

„Lorbeeren!" — Ist der übermüthige Stolz der „großen Nation", welche in ihrem Leichtsinn von einer „Promenade nach Berlin" faselte, nicht gedemüthigt, wie nie zuvor? Sah Frankreich, in Blut und unter Trümmern liegend, die deutschen Heere nicht einziehen in seiner Hauptstadt, welche ein dreifacher Kranz von Festungswerken nicht zu schützen vermochte? Sind nicht zwei schöne, längst verlorne Provinzen zurückerobert? Hatte das „jungfräuliche" Metz sich nicht ergeben müssen und heißt Straßburg nicht wieder eine deutsche Stadt? — Der deutsche Name bekam einen stolzern Klang; dies „Volk von

Träumern", wie man im Ausland es bisweilen nannte, hatte auf einmal Kraft gezeigt zu einer Riesenthat, welche ganz Europa erschütterte. Deutschland hat wieder einen Kaiser, und stolz steht es da als das mächtigste Reich, als der Mittelpunkt der ganzen europäischen Politik. Wahrlich, die Lorbeerkränze, welche überall den heimkehrenden Sieger schmückten, waren wohlverdient! —

Was sollen wir von den „Hoffnungen" sagen, welche der großartige Erfolg dieses Krieges in unsern Herzen für die Zukunft weckt? — Fragen wir die Geschichte. Einst wurde das morsche Römerreich von den germanischen Völkerstämmen zertrümmert: darauf sehen wir die Welt verjüngt und erneuert, es folgte eine Blüthezeit für das Christenthum. Und in einer nicht fernen Periode, als ein kleiner Corse zum ersten Consul und zum Kaiser Frankreichs sich emporgeschwungen, als der ehrgeizige Eroberer Volk um Volk in Fesseln geschlagen, das Oberhaupt der katholischen Kirche beraubt und in's Gefängniß geworfen hatte, da war es wieder Deutschland, das von seinen Niederlagen sich erhob mit riesiger Begeisterung und den fremden Eroberer aus dem Festland Europa's hinauswarf auf eine Felseninsel des Ozeans: jetzt kehrten die Völker zu ihrer Selbstständigkeit zurück, der Papst zog im Triumphe wieder in seine Staaten ein und es erblühte eine Zeit des Friedens von einem halben Jahrhundert. Wenn Deutschland nun zum zweitenmale das

napoleonische Kaiserthum besiegt hat, wenn es so offenbar das auserwählte Werkzeug der Vorsehung geworden, wenn es von Sieg zu Sieg bis zum Gipfel seiner Macht und Größe emporgestiegen ist: sind wir dann nicht berechtigt, auch diesmal besondere Segnungen des Friedens zu erwarten? Das große deutsche Kaiserreich findet Aufgaben genug zu lösen, welche seiner Intelligenz und seiner Machtstellung würdig sind.

Endlich — nach langem Sehnen — folgte der Einzug der Truppen in Berlin und München! —

Hat Deutschland jemals so schöne Tage gesehen, wie diese waren, — der 16. Juni in der Kaiserstadt des Nordens und der 16. Juli in der schönen Hauptstadt des Südens, — so voll Friedensfreude und triumphirenden Jubels? — An beiden Tagen hatte nicht nur die zusammengeströmte Bevölkerung, sondern auch die Natur ihr festlichstes Kleid angelegt, als ob sie die allgemeine Freude theile; denn nie strahlte die Sonne vom reinen Himmel glänzender hernieder auf Berlin und München.

Der Einzug geschah in beiden Städten durch die via triumphalis oder Triumphstraße und ging vorwärts unter dem Geläute sämmtlicher Glocken, unter den Klängen der Musik, unter einem Regen von Blumen, und überall begrüßte vieltausendstimmiger Jubel das Nahen des festlichen Zuges, von Schritt zu Schritt sich steigernd, je weiter die Helden den Gang ihres Triumphs fortsetzten.

Als Seine Majestät der Kaiser und König zu Berlin auf dem Pariser Platze ankam, schallte dem Kriegsherrn ein Jubel entgegen, der nicht zu beschreiben ist, aber diesen Moment zu einem ewig denkwürdigen gestaltete. Dann verstummten die Jubelrufe und es folgte die Begrüßung von Seite der Ehrenjungfrauen durch folgendes von Fr. Scherenberg verfaßtes Gedicht:

„Heil, Kaiser Wilhelm, Dir im Siegeskranze,
Wie keiner noch geschmückt sein Heldenhaupt.
Heim führst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

„Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
Aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord;
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort;
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst Du die Palme uns als Friedenshort.
O daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämanns-Mühen reiche Aerndte habe."

So den 16. Juni in Berlin.

Den 16. Juli zog der ruhmvolle, geliebte Führer der Südarmee, Kronprinz Friedrich Wilhelm, an der Spitze der tapfern Bayern, welche er in so vielen sieg-

reichen Schlachten befehligt hatte, ein in die Königsstadt an der Isar. Die Feier in München überstieg alles, was man bisher an militärischen Festlichkeiten gesehen hatte.

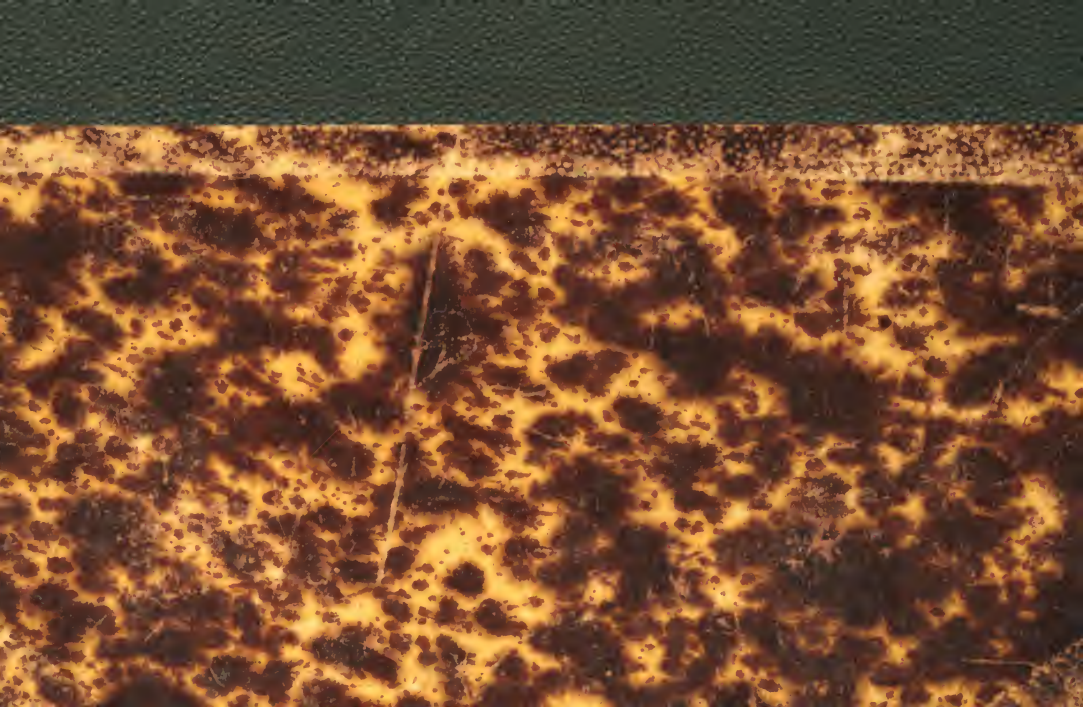
Mit Dank gegen Gott kehrten nun Alle zurück zu den Segnungen des auf's neue liebgewonnenen Friedens. Der Landwehrmann freut sich wieder mit seiner Familie am häuslichen Heerd, der Ackersmann greift mit frischem Muth zur Pflugschar, Künste und Handel blühen von Neuem auf.

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über jeder Stadt!"

Wir können nicht besser schließen als mit folgendem Telegramm, das der Kaiser am 2. März von Versailles an die Kaiserin zu Berlin sandte: „Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen.

Ihm sei die Ehre!"

Inhalt.

Seite.

Vorwort III
Wehr und Waffen 5
Nach der Schlacht 15
Vor dem Tabernakel 23
Das Lazareth 30
Der Turko und sein Grab 39
Ein Kloster der Heimsuchung 51
Weihnachtsfrieden 68
Erscheinung in Pontmain 76
Der Virtuos 89
Apfel und Baum 99
Der bayerische Löwe 107
Frauenmuth 114
Die erste heilige Communion 123
Die neue Fahne 129
Vergesset die Mutter nicht 139
Mazas und La Roquette 149
Friede! Friede! 161